14. HEFT. 1. APRIL. 1909.

Alfred Messel.

Von

August Endell.

Alfred Messel ist gestorben, und es drängt mich, einige Worte zu seinem Gedächtnis zu sagen. Leider bin ich niemals persönlich mit ihm in Berührung gekommen. Die Bestrebungen unserer jüngeren kunstgewerblichen Schule sind ihm wohl mehr oder weniger unsympathisch gewesen. Und doch weiß ich keinen modernen Architekten, dem ich auch nur annähernd so viel verdanke an Anregung und Belehrung über das Wesen der Architektur als ihm.

Seine Werke gaben etwas vollkommen Neues, gaben überraschende Einsichten und ließen erkennen, daß unsere Kritik des Eklektizismus doch in manchen Punkten zu revidieren war. Denn sie war nur so lange begründet, als man die Werke der vorhergehenden Architekten-Generation im Auge hatte, vor Messels Arbeiten konnte sie nicht bestehen. Auch jene Früheren hatten notwendige und tüchtige Leistungen vollbracht — ich bin weit davon entfernt in das üblich gewordene Verdammungsurteil einzustimmen — ihre Grundrisse waren mustergültig gewesen, ihre Bauweise solide und tüchtig im Handwerklichen. Aber was ihnen fehlte, war die Fähigkeit, die Formen der Alten lebendig wirksam zu erneuen. Wohl konnten sie sauber und korrekt die Einzelglieder bilden; aber sie wußten nichts vom Zusammenhang der Stücke. Sie hatten die Einzelheiten studiert und setzten zusammen; aber sie fühlten nicht das geheime Band, das in den Meisterwerken der Alten

zwischen den Teilen besteht; sie wußten nicht, daß jede Einzelform erst Sinn und Sprache bekommt durch Kontrast und Gleichklang mit den zugehörigen Formen. Sie füllten ihre Fassaden geschmackvoll mit Einzelstücken, ohne daß es je gelang, das Ganze bis in seinem letzten Teile lebendig schwingen zu machen.

Und darin ging Messel weit über alle Vorgänger hinaus. Seine Kenntnis der Vergangenheit war tiefergehend, eindringlicher als die aller vor ihm. Er beobachtete genauer und eingehender die Wirkungen der Alten, und das setzte ihn in Stand, wirksamer und feiner zu proportionieren als irgend ein Eklektiker vor ihm, die Münchner nicht ausgenommen. Das Verhältnis der Hauptmassen unter einander, der Teile zum Ganzen und vor allem der Flächen zu den teilenden und begrenzenden Gliedern ist bei ihm immer außerordentlich schön empfunden, seine Profilierungen von einer lebendigen Kraft und inneren Notwendigkeit. Wo seine Vorgänger nur eine mehr oder weniger geschmackvolle Phrase zu bringen wußten, brachte er redende und klingende Formen. Er vermochte als erster die Formen vergangener Stilarten, deren Leben den Eklektikern bis dahin immer zwischen den Händen zerrann, wiederum so zu bilden, daß sie zur Empfindung sprachen wie die Bauwerke alter Zeit. Man betrachte einmal die Pilaster am Geschäftshause der A. E. G., wie wundervoll lebendig dort die bekannte tausendfach verwandte Kapitälform gebildet ist. Und daß so etwas möglich war, bedeutete für uns Jüngere eine Erlösung. Hatte man bis dahin verzweifelt, die Alten jemals an Wirkung zu erreichen, schien bis dahin ihr Arbeiten in undurchdringliches Geheimnis gehüllt, so sah man nun mit einem Male Licht und begann zu hoffen, daß es vergönnt sein werde, einmal auch unsere Formen wirkend und klingend zu gestalten.

* * *

So war Messel der Erfüller und Vollender des Eklektizismus. Aber er war mehr. So sehr ihn die Vergangenheit anzog, und gefangen nahm durch ihre Vollendung und ihre Sicherheit, so lebte doch auch in ihm der Gedanke, daß die neue Zeit mit ihren anders gestalteten Bedürfnissen, ihrer Lebensauffassung und ihren Idealen zu neuen Formen drängt, daß sich zum mindesten nicht alles in den Weisen der Vergangenheit ausdrücken läßt. Beim Wertheimbau kam das zur Geltung. Dieser Bau bedeutete eine Umwälzung, wichtiger und einschneidender als die wildesten Experimente der Jüngeren. Er machte namenloses Aufsehen, man feierte ihn mit Lobeshymnen und ist doch kaum seiner eigentlichen Bedeutung irgendwo gerecht geworden. Man feierte ihn als den endlich gefundenen Typus des Warenhauses, der durchaus aus Zweck und Bedürfnis erwachsen, das Innere vollkommen im Außen zur Geltung bringt. Aber das sind doktrinäre Phrasen, die den eigentlichen Wert in keiner Weise treffen. Vom rein praktischen Standpunkt könnte man manche Verbesserung in der Lage der Treppen,

der Führung der Gänge denken. Auch ist die Fassade durchaus nicht rein dem Bedürfnis entsprossen. Die Fenster der oberen Geschosse sind viel zu groß und darum dauernd mit Schränken verstellt. Das tut aber der Leistung gar keinen Abbruch, denn die Bedeutung liegt lediglich im Künstlerischen, in der glänzenden Erfindung, in der Kühnheit ein ganzes Haus von riesenhaften Dimensionen mit so einfachen formalen Mitteln zu bewältigen. Niemand vor Messel hatte ähnliches gewagt, niemand die Kraft gehabt ein fünfstöckiges Haus in eine so straffe, alles beherrschende Gesamtform zu zwingen. Welch ein mühseliges Gewimmel von Formen an allen ähnlichen Bauten vorher und welche Klarheit, welche geschmeidige, sichere Kraft, welche Größe im Wertheimbau. Freilich gelang nicht alles, im Detail war manches unentschieden, das den Hilfsarbeitern anvertraute Ornament bedeutungslos. Der Kühnheit des ersten Wurfes entsprach nicht überall die Ausführung. Trotzdem war die Wirkung ungeheuer und blieb es auch bei den späteren Teilen, bei dem prachtvollen Aufbau an der Voßstraße und dem schönen Abschluß am Leipziger Platz: Dieser wundervoll in den Massen, leider beeinträchtigt durch die Mitwirkung Münchnerischer Kulissenkünste im Bildwerk, die Profilierung der Pfeiler suchend und nicht ganz sicher, die Bildung im Einzelnen nicht auf der Höhe des Ganzen.

Messel mochte das selber fühlen. Bei den späteren Bauten ging er fast durchweg in streng eklektischen Bahnen. Der Lärm der modernen Bewegung mochte ihn darin bestärken. Vielleicht führte auch die Art der Aufgaben dazu. Aber selbst in dieser Begrenzung entstanden Werke von großer Originalität, so die wundervolle Eingangshalle im Geschäftsgebäude der A. E. G., die ich von allem, was ich kenne, für Messels reifste und stärkste Leistung erklären möchte.

Sein Einfluß auf die anderen Architekten war groß, direkt und indirekt, und in den letzten Jahren machen sich im Stadtbilde Berlins die Arbeiten seiner Schüler geltend. Aber besonders merkwürdig und fruchtbar war sein Einfluß auf Ludwig Hoffmann, der in glücklicher Freundschaft, in steter intimer Berührung mit ihm die lange Reihe seiner städtischen Bauten schuf, und den man nicht vergessen kann, wenn von Messel die Rede ist.

Und nun hat den einzigen Mann ein früher Tod dahingerafft gerade als ihm endlich vergönnt sein sollte, für den Staat ein Werk größten Stils zu schaffen, und in die Trauer um seinen Tod mischt sich die Sorge um sein letztes Werk.

Offener Brief
an Georg Grafen von Hülsen-Häseler

General-Intendanten der Königl. Schauspiele in Berlin.

Hochzuverehrender Herr General-Intendant!

Euer Exzellenz haben als Präsident des Deutschen Bühnenvereins in dessen Generalversammlung vom 30. Januar 1909 erklärt: „Die Vorlage des neuen Bühnenvertrags ist durch die Bühnengenossenschaft in einer Hetzversammlung schlimmster Art niedergeschrien worden. Eine Versammlung von derartiger parlamentarischer Unreife, von einem derartigen Mangel an parlamentarischem Takt und Anstandsgefühl ist weder umgangs- noch verhandlungsfähig. Und ich meine, wir sind es nicht nur der eigenen Würde, nein, vor allen Dingen der Würde des gesamten deutschen Schauspielerstandes schuldig, diese Delegiertenversammlung, und damit die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger als die Vertreterin des deutschen Schauspielerstandes nicht anzuerkennen."

Dieser bedingungslose Abbruch allen Verkehrs mit der Genossenschaft hatte eine unerwartete Folge. Nicht nur die Genossenschaft erstarkte, gewann Hunderte, ja wohl Tausende neuer Mitglieder, sondern auch die öffentliche Meinung ergriff mit Feuer Partei für den Stand der deutschen Bühnenangehörigen. In Städten wie Frankfurt, Mannheim, Straßburg, Graz, Zürich, Luzern, Brünn wurden die Bühnenleiter verpflichtet, diese Absage an die Genossenschaft nicht anzuerkennen, und immer mehr wuchs die Entrüstung gegen die Art und Weise, wie der Bühnenverein vorgegangen war.

Die ganze Angelegenheit ist für die Zukunft des Deutschen Bühnenwesens so unendlich bedeutungsvoll, daß Euer Exzellenz gewiß verstehen werden, daß die Mitglieder der Genossenschaft eine völlige Klärung der Sachlage fordern und alle Konsequenzen ziehen werden. Mir scheint dazu zunächst die öffentliche Darlegung einzelner im wesentlichen Euer Exzellenz betreffenden Punkte unerläßlich.

Ich rekapituliere: Ein von einer gemeinsamen Kommission des Deutschen Bühnenvereins und der Bühnengenossenschaft ausgearbeitetes Vertrag-Formular war nach verschiedenen Umarbeitungen, die u. a. infolge der glatten Ablehnung eines Entwurfs durch den Bühnenverein (!) nötig geworden waren, endlich von dessen Generalversammlung, Mai 1908 in Koburg, akzeptiert worden. Am 10. Dezember sollte dann auch die Genossenschaft ihren Segen dazu geben, d. h. diese endgültige Fassung auf fünf Jahre unabänderlich genehmigen und obendrein als Vertrag des Bühnenvereins und der Genossenschaft anerkennen, d. h. offiziell zugeben, daß sie mit all den Punkten einverstanden sei und ihre sämtlichen Mitglieder auf volle fünf Jahre auf diese Vereinbarung festlege.

Als der Vertrag auffällig spät den Genossenschaftsmitgliedern bekannt wurde, erregte es bei diesen höchste Entrüstung, daß das eigene, beim Bühnenverein überaus wohlgelittene Präsidium in dem Organ

der Genossenschaft jede Aussprache über den Vertrag, jede Kritik untersagte. Da die gründliche Prüfung des Entwurfs in Versammlungen ergab, daß der Vertrag einige der wichtigsten Forderungen des deutschen Schauspielerstandes unerfüllt lasse, wurde der Vertrag von der Delegiertenversammlung der Genossenschaft einstimmig abgelehnt.

In dieser Versammlung sind in der Erregung allerhand Fehler in der Form gemacht worden, die die überwiegende Mehrzahl der Genossenschafter nicht billigt. Das Tatsachenmaterial aber erlitt keine Fälschung. Außerdem wurde immer wieder betont, daß der Kampf sich nur gegen Mißstände richte und zum Schlusse noch einmal ausdrücklich folgende Parole ausgegeben: „Alle Unterstützung den guten Bühnenleitern! Kampf den schlechten!“ Doch nicht an dies Wesentliche hielt sich der Bühnenverein. Er klammerte sich an bedauerliche Entgleisungen einzelner Redner in der Form, um die bedingungslose Absage an die Genossenschaft zu motivieren. Jeder Genossenschafter freilich und jeder einsichtige Laie weiß, daß die im Bühnenverein unter dem Vorsitz Euer Exzellenz ausschlaggebenden Majorität der Genossenschaft dieselbe Absage gegeben haben würde, wenn die Genossenschaft auch ohne jede Verletzung des parlamentarischen Taktes eine kräftige Kritik des neuen Vertrags und der Haltung des Deutschen Bühnenvereins versucht hätte. Diese Taktlosigkeiten sind nur willkommener Vorwand, um den Versuch zu machen, die lange Jahre hindurch geübten Herrscherrechte zu retten! Leider wird er sich als untauglicher Versuch am untauglichen Objekt erweisen.

Wie ganz anders hätte es geklungen, wenn Euer Exzellenz als Präsident des Deutschen Bühnenvereins erklärt hätten: „In der Delegiertenversammlung der Genossenschaft sind einzelne Mitglieder des Bühnenvereins in formell unzulässiger Weise angegriffen und die Bemühungen verschiedener sehr verdienter Mitglieder, denen das Wohl der Bühnenangehörigen am Herzen liegt, mit völlig unverdientem Undank gelohnt worden. Der Bühnenverein lehnt es ab, mit der Genossenschaft weiter über den neuen Vertrag zu verhandeln, so lange die Genossenschaft diese Mißhelligkeiten nicht in völlig einwandfreier Weise aus der Welt geschafft hat. Er erwartet von der Bühnengenossenschaft, daß sie nicht nur ihr Versprechen hält: „Alle Unterstützung den guten Bühnenleitern, Kampf den schlechten!“, sondern daß sie auch alle ungerechtfertigten Angriffe gegen Bühnenleiter ahndet und keinerlei Verstöße einzelner ihrer Mitglieder gegen die Form duldet.“

Das wäre eines Bühnenvereins, der sich zur Wahrung der Würde berufen fühlt und sich für geistig so sehr überlegen hält, würdig gewesen.

Statt dessen erklären Euer Exzellenz brüsk, daß die Bühnengenossenschaft, zu der die bedeutendsten Künstler gehören, als Vertreterin der Bühnenangehörigen nicht mehr anzusehen sei, vergreifen sich also nicht wie einzelne Mitglieder der Bühnengenossenschaft gegenüber einzelnen „bedenklichen“ Mitgliedern des Bühnenvereins in der Form, sondern beleidigen nach reiflicher Ueberlegung eine ganze Standesvertretung.

Ja, Euer Exzellenz gingen noch weiter und erlaubten sich nicht nur die öffentliche Inachterklärung der Genossenschaft, sondern begannen, um sie um's Leben zu bringen, einen Feldzug, für dessen Kampfesweise kein Ausdruck zu stark ist.

Zu allerhand herzhaften Schikanen kam folgender Haupttrick: Da man wußte, daß ein guter Teil der Einnahmen für die so überaus segensreichen Pensionsanstalten, die die Genossenschaft aus eigener Kraft gegründet, verwaltet und ausgebaut hat, aus den Vorstellungen fließe, die zahlreiche Theater in der Regel ja einmal im Jahre den Mitgliedern für die Genossenschaftsanstalten gewährten, wurde den Mitgliedern des Bühnenvereins verboten, die Erlaubnis zu solchen Veranstaltungen zu geben, und die Gründung einer „Konkurrenz" beschlossen. Für eine solche Kampfesweise, wie sie kaum das rücksichtloseste kapitalistische Unternehmertum gegen seine Arbeiter anwendet, fehlt der parlamentarische Ausdruck. Die eigentliche Gesinnung der Leitung des Bühnenvereins tritt damit so klar zutage, daß alle weiteren Beweise für diese Gesinnung nebensächlich sind.

Doch sei noch einiges erwähnt: Der Bühnenverein rühmt sich, für die Genossenschaft jährlich zirka 80 000 Mk. hingegeben zu haben. In Wahrheit haben verschiedene deutsche Theater an einem einzigen Abend im Jahre ihren Mitgliedern gestattet, eine Aufführung zu veranstalten, deren Ertrag den Pensionsanstalten zugute kam, haben sich meist ihre Kosten für Heizung, Beleuchtung usw. bezahlen lassen und nur darauf verzichtet, an dem Abend — es gibt auch Abende mit faulen Einnahmen, wo die Theater ruhig schließen könnten! — selbst für ihre Kasse zu spielen. Ist es erstens überhaupt sehr wenig vornehm, — und der Bühnenverein will doch im Gegensatz zu der Genossenschaft „urvornehm" sein! — sich seiner Wohltaten zu rühmen, so ist's in dem Falle doch vollends unangebracht. Ich bin auch überzeugt, daß, wenn Graf Seebach in Dresden das Opernhaus zu einer gutbesuchten Genossenschaft-Aufführung hergibt, er sich dessen nicht rühmt, sondern sagt: „Erstens gibt der König das Theater her, nicht ich; und zweitens haben Scheidemantel und alle die zugkräftigen Künstler die Einnahmen erzielt, nicht ich." Daß die Mitglieder ihm für seine Vermittlung der Erlaubnis herzlich dankbar sind, weiß er.

Dies ganze Vorgehen des unter Euer Exzellenz Vorsitz stehenden Bühnenvereins hat ja aber seinen Grund gar nicht in der Entrüstung über ein paar in der Hitze gerechter Empörung übermäßig scharf ausgefallene Ausdrücke. Der eigentliche Grund ist die Machtfrage! Der Bühnenverein muß autokratisch weiter regieren dürfen, der Künstler muß Angestellter, Bedienter bleiben, muß sich „behandeln" lassen.

Das, Exzellenz, ist der Kern der Sache! Und darum darf zunächst der Bühnenverein nicht gesprengt werden. Euer Exzellenz haben es außerordentlich unangenehm empfunden, daß zunächst die deutschen Städte sich so gar nicht den allerhöchsten Wünschen Euer Exzellenz fügen wollten. Widerspruch waren Euer Exzellenz bisher nicht gewöhnt. Es mußte also zunächst ein Flugblatt erlassen werden, dessen Inhalt

bereits die deutsche Bühnengenossenschaft untersucht und auf das richtige Maß zurückgeführt hat, und ferner ein Interview „im Sonderdruck vervielfältigt“ (!) und zum Anschlag am schwarzen Brett an die Mitglieder des Deutschen Bühnenvereins versandt werden! Leider hat beides nicht beruhigend gewirkt.

Das Einzige, was bisher beruhigend gewirkt hat und wirklich Hoffnungen erweckt, ist die Broschüre des Vizepräsidenten des Deutschen Bühnenvereins, des Stuttgarter Generalintendanten Joachim Baron zu Putlitz. Es ist aber zu betonen, daß dieser der Genossenschaft sehr wohlwollende Bühnenleiter bisher sich im Gegensatz zu der von Euer Exzellenz sanktionierten Majorität der deutschen Bühnenleiter befunden hat und laut Satzung des Deutschen Bühnenvereins zunächst keine Aussicht hat, dessen Präsident zu werden, da das nur der Berliner Generalintendant sein darf. Die Bühnengenossenschaft hofft auf eine Satzungsänderung als einfachste Lösung der Frage.

Also: Das Wichtigste für Euer Exzellenz als Leiter des Bühnenvereins ist jetzt, die Sprengung des Bühnenvereins zu verhindern, an der einsichtige Stadtverwaltungen zu arbeiten begonnen haben. Der Bühnenverein hat ein Bindemittel, ein einziges! Ist ihm dies genommen, so ist er in Stücken. Dieses Bindemittel ist die Furcht vor dem gegenseitigen Wegengagieren von Mitgliedern. Man fühlt sich nicht stark in Grundsätzen, also bindet man sich durch ein Vereinsgebot! Es ist ja so schön, wegzuengagieren; aber es tut auch so weh, wenn Einem Jemand wegengagiert wird. Uebrigens — trotz des Bühnenvereins kann man doch sagen: „Ersteres ist sehr beliebt und wird immer mal geübt usw.“ Da hilft aller Bühnenverein nicht! Der Stärkere frißt eben dem Kleineren die Würste weg und, wenn der böse tut, hängt er ihm zum Troste einen Orden um! Ich habe nicht nötig, Euer Exzellenz Fälle aufzuzählen. Natürlich „alles in Liebe und Güte, Herr Erbförster“ oder wie der Bureaukrat sagt: „Auf legalem Wege!“ Was nützt es aber, wenn der „legale Weg“ nur dem Mächtigen offen steht! Uebrigens, Exzellenz, manchmal glückt das Wegengagierenwollen auch nicht!

Die Angst, daß nach der Auflösung oder Teilung des Bühnenvereins ein wüstes Wegengagieren beginnen würde, ist unbegründet. Die großen Bühnen engagieren schon jetzt „auf legalem Wege“ den kleinen weg, was sie brauchen. Die kleinen unter einander werden sich nicht viel wegengagieren, weil sie jede Erhöhung des Gagenetats scheuen; bleiben nur die größten: Wien, München, Dresden, Berlin, Hamburg. Wien wird wohl nicht mehr lange im Bühnenverein bleiben und wird sich genau wie Prag, das ausgezeichnet außerhalb des Bühnenvereins lebt, sehr schlau dabei befinden.

Für Euer Exzellenz aber ist es wesentlich, daß der Deutsche Bühnenverein erhalten bleibt. Euer Exzellenz nehmen in ihm die Stellung des primus inter pares ein, aber doch immerhin mit der Färbung wie im Reich der Kaiser. Diese außerordentlich repräsentative Stellung ist selbstverständlich dahin, wenn der Bühnenverein entzwei ist. Und es ist jedem Menschen in jedem Gesellschaftskreise lieb, eine Macht-

stellung zu behalten. Es ist ja auch keineswegs irgend etwas Verwerfliches dabei. Nur ist's wichtig festzustellen, daß es sich bei dem Vorgehen gegen die Genossenschaft und bei den Bemühungen, den Bühnenverein zu sichern, lediglich um Erhaltung der Macht handelt! Und es fragt sich weiter: Was sagt die Kunst dazu? Und beim Bühnenverein: Was sagen die deutschen Fürsten und Städte dazu? Euer Exzellenz haben als Präsident des Deutschen Bühnenvereins jetzt verkündet, daß aller Verkehr zwischen Bühnenleitung und Genossenschaft abzubrechen sei. An den meisten großen deutschen Bühnen bestand aber ein ausgezeichnetes Einvernehmen zwischen den beiden Faktoren! Euer Exzellenz hielten der Machtfrage wegen — alles andere sind Nebensächlichkeiten und taktische Züge! — den bedingungslosen Abbruch und die rücksichtloseste Kampfweise für gut. Haben die deutschen Fürsten, die deutschen Städte nötig, den Frieden an ihren Theatern sich stören zu lassen, weil Euer Exzellenz und die Majorität des Bühnenvereins im Gegensatz zu einzelnen Mitgliedern „Scharfmacherei" für nötig hielten? Die Majorität allein kann nicht verantwortlich gemacht werden. Wenn Euer Exzellenz die Tonart angeschlagen hätten, die Exzellenz Putlitz in seiner Broschüre anschlägt, wären im Bühnenverein andere Maßregeln ergriffen worden. Euer Exzellenz haben am 30. Januar nicht nur die Beschlüsse des Direktorial-Ausschusses verlesen. Die eingangs angeführten Worte sind „persönliche Bemerkungen" Euer Exzellenz! Das werden die deutschen Genossenschafter nicht vergessen!

Die deutschen Theater regen sich ja erfreulicher Weise und sagen: Wir halten es für möglich und richtig, wenn der Friede zwischen Bühnenverein und Genossenschaft wieder hergestellt wird. Die Genossenschaft wird ohne weiteres dazu bereit sein zu erklären, daß die heftigen Ausdrücke einzelner ihrer Mitglieder in öffentlicher Versammlung — wissen Euer Exzellenz, was hinter geschlossenen Türen „parlamentarische und taktvolle" Mitglieder des Deutschen Bühnenvereins an Ausdrücken gebraucht haben, was für Ausdrücke und Anträge und Griffe sie sich den Herrn und Damen ihrer Theater gegenüber erlauben? — als ungehörig bedauert und, ohne jeden Abstrich vom Sachlichen, zurückgenommen werden. Das ist ganz selbstverständlich. Aber vorher wird der Weg zur Verständigung durch Euer Exzellenz Türe führen, und ich vermute, daß außer einer Satzungsänderung des Deutschen Bühnenvereins nur die Möglichkeit bleibt, daß die Generalintendanz der Berliner Bühnen in andere Hände übergeht.

Als ein Nachteil für die Kunst würde das nach den übereinstimmenden Urteilen aller vorurteilslosen Kunstfreunde nicht anzusehen sein! Euer Exzellenz gehören zu den Leitern deutscher Bühnen, die vom Militär herkommen. Vom Großen Generalstabe, von der Adjutantur des Kriegsministers, vom Rittmeister zum Intendanten des Wiesbadener Hoftheaters. Ueber Vor- und Nachteile dieser Karriere ist oft gestritten worden, ohne daß es zu einer Einigung kam. Die Erfahrung lehrt, daß es, wie überall so auch bei der Frage, ganz auf die Persönlichkeiten ankommt, auf Takt und Selbsterkenntnis.

Das Beste ist zweifellos, wenn an einer Bühne die Führung in den Händen eines Mannes ruht, der selbst Künstler war. Man vertraut auch kein Artillerie-Regiment einem Klavier-Virtuosen an. Aber es gibt unter den deutschen Bühnenleitern, die vom Militär herkommen, eine Anzahl tüchtige Männer, die sich auf die Verwaltung beschränken. Einer der bedeutendsten deutschen Intendanten, auch früher Offizier, sagte einmal zu mir: „Meine Aufgabe ist, dafür zu sorgen, daß die richtigen Persönlichkeiten an den richtigen Plätzen stehen und Entfaltungmöglichkeit für ihre künstlerischen Kräfte haben. Was ich als Laie an künstlerischer Erfahrung habe, mache ich dabei als Berater geltend, weiß aber immer, daß ich nicht Fachmann bin.“ Und eine ganz gleiche Auffassung vertrat stets in Wort und Tat ein anderer Intendant, unter dessen Leitung das Theater wahrlich nicht litt. Stellungen wie die Weingartners in Wien, Mottls in München, Schuchs in Dresden sind nur unter solcher Führung möglich. Und solcher Führung folgen gern die Tausende deutscher Künstler, die arbeiten, die etwas leisten wollen, und dem Bühnenleiter die Leitung sehr leicht machen, weil sie fühlen, daß sie als Menschen, als Künstler genommen werden. Drei Viertel der Reibungen zwischen Bühnenkünstlern und Bühnenleitern werden nur dadurch hervorgerufen, daß Männer, die nichts von Kunst verstehen, denken, sie dürfen an den Theatern schalten wie mit Subaltern-Beamten oder wie auf einem Kasernenhof. Es ist sehr gut, daß in diesen Tagen veröffentlicht worden ist, wie der ehemalige Intendant in Gotha, Kammerherr v. Ebert, einen Sänger behandelt hat.

Auch der folgende Fall gehört hierher: Ein Intendant fragt eine Sängerin brüsk: „Sagen Sie mal, warum verbeugen Sie sich nicht nach meiner Loge?“ „Ja, Herr . . . . ., ich danke mit meiner Verbeugung dem Publikum, das mir Beifall spendet. Ob das Herr . . . . auch tun, weiß ich nicht.“ „Das ist ganz egal. Ich sitze hier als Vertreter des . . . . . (folgt der Titel des regierenden Herrn), da haben Sie sich nach meiner Loge zu verbeugen.“

Doch auch in Fällen, wo solche „Extravaganzen“ nicht vorkommen, leidet oft die Kunst! Euer Exzellenz gehören zu den Bühnenleitern, die, ohne Fachmann zu sein, auch in künstlerischen Dingen die Entscheidung haben wollen. Die Wiesbadener Einrichtung von Webers „Oberon“ mit dem schönen Aufdruck: Gesamtentwurf: Georg v. Hülsen zeigt, zu welch außerordentlich kunstschädlichen Folgen dieser Dilettantismus führen kann. Das außerordentlich niedrige Niveau der preußischen Bühnen, von denen keine weder für Schauspiel noch für Oper als vorbildlich in Betracht kommt, beweist wie verderblich dieses System ist. Ich wollte, daß einmal ein unabhängiger Mann, etwa Generalmusikdirektor Dr. Muck, vielleicht die bedeutendste Künstlerpersönlichkeit an sämtlichen preußischen Bühnen, darüber an maßgebender Stelle sich äußern dürfte. Ein anderer früherer „Angestellter“ Euer Exzellenz, Felix Weingartner, hat's ja bereits getan.

Es wird die große Oeffentlichkeit gewiß interessieren, was Weingartner vor wenigen Wochen an Angelo Neumann telegraphiert hat:

„Hülsen hat in seiner Zeit vielbesprochenen Affäre gegen mich einen Vertragsbruch begangen. Da der Fall nun vor die Schiedsgerichte gekommen wäre, deren Institution von Fällen Hülsen gegen die Mitglieder geradezu strotzt, an die ordentlichen Gerichte aber nicht appellabel gewesen wäre, fühlte er sich sicher und imputierte mir diesen Vertragsbruch, den er selbst begangen hat, durch den Bluff der Plakatierung und eine von Unwahrheiten strotzende Klage. Ich zahlte schließlich 9000 Mk., um allen Scherereien zu entgehen, die mir ein Prozeß in überreichem Maße zugezogen hätte. Ich behalte mir vor, auf Hülsens jedem Rechte und jeder Noblesse widersprechendes Vorgehen gelegentlich öffentlich zurückzukommen.“ So äußert sich ein früherer „Angestellter“, der jetzige Hofoperndirektor in Wien, und gibt die Ermächtigung, diese Mitteilungen überall bekannt zu geben.

Euer Exzellenz werden ja dazu Stellung nehmen müssen und nicht wie in dem Falle Angelo Neumann mit unzureichenden Worten um das Wesentliche herumgehen können. Euer Exzellenz haben im Falle Neumann eine Kampfesweise beobachtet, und der Bühnenverein dazu, die sehr bedauerlich ist. Euer Exzellenz haben öffentlich gesagt, Angelo Neumann habe einer Sängerin eine „Lumpengage“ von 8000 Kronen bezahlt, während sie 24 000 Mk. wert gewesen sei. Euer Exzellenz irren zunächst. Die Dame war damals Anfängerin; Herr Kapellmeister Blech wird sich erinnern, in den unparlamentarischsten Ausdrücken über das geurteilt zu haben, was sie damals verdarb. Das ist kein Unglück! Jeder hat mal anfangen müssen. Aber eine „Lumpengage“ waren 8000 Kronen für eine Kraft, die damals noch sehr viel lernen mußte, nicht. Und Exzellenz! Wie kann man den Verkehr mit einer ehrenwerten Standesvertretung abbrechen, weil in der Hitze echt menschlicher Erregung ein paar Schauspieler etwas unparlamentarisch reden, wie kann man da über Mangel an Takt und Anstandsgefühl sich entrüsten, wenn man selbst als Kammerherr des deutschen Kaisers, Wirklicher Geheimer Rat und General-Intendant öffentlich sagte, ein sehr angesehener Direktor habe eine „Lumpengage“ bezahlt! Wie kann man überhaupt als Intendant, dem die Kunst bisher noch nichts zu danken hat, rein gar nichts als Hemmung ihrer Freiheit, Verkümmerung ihres idealen Zwecks, Veräußerlichung ihrer höchsten Werte, wie kann man da einem Bühnenleiter, der in jahrzehntelangem Wirken einer Unzahl schaffender Künstler von Wagner bis zu den Jüngsten Bahn gebrochen hat, der Hunderten ausübender Künstler ein Förderer war, der gekämpft und gearbeitet hat Tag und Nacht, der nie ruhte, der für künstlerische Zwecke große Summen, die er erarbeitet, wieder aufbrauchte, der gewiß im Kampfe mit Gegnern oft rücksichtslos war, aber doch in allem eine der künstlerisch bedeutendsten Persönlichkeiten ist, die die deutsche Theatergeschichte kennt, so von oben herab zu behandeln versuchen. Euer Exzellenz werden sich entrüsten, daß ich das alles hier vorbringe, werden es vielleicht für Mangel an Takt und Anstandsgefühl erklären, daß es ein einfaches Mitglied der Bühnengenossenschaft wagt auszusprechen, was eine Unmenge von Bühnenangehörigen und Freunden der Kunst bewegt! Auf

die Intendanten-Tätigkeit Euer Exzellenz einzugehen, war nötig, weil sich eine größere Anzahl Bühnenleiter, die durchaus genossenschaftfreundlich sind, davor fürchten, an die Machtstellung des General-Intendanten der preußischen Bühnen zu rühren. Die Art und Weise, wie Euer Exzellenz die Fälle Weingartner und Neumann behandelt haben, mußte erwähnt werden, weil sie ein Pendant zu dem Vorgehen und der Kampfesweise gegen die Genossenschaft bildet. Alles, was hier vorgebracht ist, mußte gesagt werden, weil eine Menge ernster Kunstfreunde die Ueberzeugung hat, daß die deutschen Bühnen sich künstlerisch frei entwickeln müssen, daß die deutschen Bühnenkünstler durch keine Bureaukratie gehemmt werden dürfen und daß die Erfüllung ihrer gerechten Forderungen wichtiger ist, als daß Euer Exzellenz Vorsitzender des Bühnenvereins bleibt.

Euer Exzellenz sprechen jetzt mit schärfsten Worten die Nichtanerkennung der Genossenschaft als Vertreterin des deutschen Schauspielerstandes aus und müssen doch ohne weiteres zugeben, daß unter diesen Genossenschaftern mindestens hundert sind, die Euer Exzellenz an künstlerischer und allgemeiner Bildung weit überlegen sind und aber hunderte, die ohne diese Bildung durch ein paar Abende ihres Wirkens mehr für die Kunst leisten als Euer Exzellenz während des ganzen Wirkens als General-Intendant.

Es handelt sich bei dem ganzen jetzigen Kampfe der Genossenschaft nicht nur um den Vertrag, nicht nur um materielle Forderungen, es handelt sich vor allen Dingen auch um die Geltendmachung des Künstlertums! Es gibt an den deutschen Bühnen eine Menge Idealisten, denen keine Arbeit zu viel ist, die ihren höchsten Lebensinhalt in künstlerischem Wirken sehen. Und es würde deren viel mehr geben, wenn die empfindlichen Blüten idealistischer Denkweise nicht von brutalen Direktoren und kommandierenden Intendanten nur zu oft gleich zu Anfang geknickt und völlig beseitigt würden. Die guten Bühnenleiter wissen das am besten! — Alle diese Künstler verlangen nicht nur ihr Recht auf künstlerische Arbeit, sondern auch eine Bewertung und Behandlung als Diener der Kunst, nicht als Angestellte einer Fabrik! Und das wieder neu erwachte Künstlerbewußtsein wird nicht dadurch unterdrückt, daß Euer Exzellenz die Nichtanerkennung der Genossenschaft dekretieren. Die Genossenschaft arbeitet seit Jahrzehnten in gegenseitiger Förderung der Größten und Kleinsten an der künstlerischen und wirtschaftlichen Förderung der deutschen Bühnenangehörigen. Sie wird das auch weiterhin unbeirrt tun und wird unter den Verfolgungen, mit denen man sie töten will, nur erstarken. Die Genossenschaft wird an sich weiterarbeiten und wird siegen! Denn hinter ihr steht die geschlossene Majorität aller Kunstfreunde und Gebildeten. Daß die Genossenschaft aber nicht vergessen wird, mit was für Mitteln versucht worden ist, sie zu unterwerfen, das versichert Euer Exzellenz

in vollkommener Hochachtung

Georg Göhler,
Mitglied der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger.

Durlach b. Karlsruhe, 21. März 1909.

Biologische Aesthetik.

Von

Karl Jentsch.

Beethoven wird nicht oft in seinem Leben gelacht haben. Aber wenn man ihm gesagt hätte, seine Neunte sei Nebenprodukt eines Selektionsprozesses, der namentlich im Katzengeschlecht Bedeutendes erzielt habe, hätte gewiß ein Schimmer von Heiterkeit die tragische Maske des Titanen verklärt. August Weismann nennt ja weder Beethoven noch die Neunte; aber die Kombination ist doch wohl erlaubt, wenn er zeigt, wie es von Wichtigkeit für das Fortkommen der Katze sei, daß sie die Stimmen der kleinen Vögel, die sie frißt, und die der großen, die ihr gefährlich werden können, deutlich zu unterscheiden vermöge, wie es infolgedessen ihr Cortisches Organ auf 12 500 Zellen gebracht habe (beim Menschen hat es 15 500), und wenn er dann bemerkt, die Fähigkeit der Tiere und der Menschen, Musik zu hören, sei also „eine unbeabsichtigte Nebenwirkung eines Gehörapparats, der aus anderen Gründen so geworden ist, wie wir ihn vorfinden". Den für ihre Wissenschaft begeisterten Biologen nun darf man es zwar nicht übel nehmen, wenn sie jener alles zutrauen und das geistige Universum von der Monere aus zu erklären unternehmen. Aber Vertreter der Geisteswissenschaften sollten doch auf diesen Zauber nicht hineinfallen, wenn auch selbstverständlich die Naturwurzel des irdischen Geisteslebens in einem Entwicklungsprozesse ausgebildet worden ist, über dessen Stadien die Biologen interessante Aufschlüsse zu geben vermögen; nur das Wort „unbeabsichtigt" prägt dem Ausspruche des verdienstvollen Naturforschers den Charakter des Komischen auf. Wenn ich einige Betrachtungen über die angedeutete Verirrung an eine Abhandlung Otto Seecks in der „Deutschen Rundschau" vom 15. Juni 1908 anknüpfe, so geschieht es nicht etwa, weil es mich gelüstete, gegen den von mir sehr hochgeschätzten Geschichtsforscher zu polemisieren; noch weniger beabsichtige ich, seine Abhandlung schlecht zu machen, die ich vielmehr in allem, was die Kernfrage nicht berührt, vortrefflich finde; sondern weil gleich der Eingang charakteristisch ist für die Art und Weise, wie Anhänger der zurzeit herrschenden biologischen Theorien unter der Einwirkung ihres Vorurteils richtige Wahrnehmungen falsch kombinieren. Ja sogar die Wahrnehmung selbst wird mitunter durch das Vorurteil inexakt. Auf den ersten Blick, so beginnt Seecks Essay über Schönheit und Zweckmäßigkeit, vermöge man zu erkennen, wo die rationelle Landwirtschaft des Gutsbesitzers oder des Großpächters aufhört und der primitive Ackerbau des kleinen Mannes beginnt. Aber dessen liederlich bestelltes Feld mit seinen bunten Blumen sei schöner als dort die einförmige gelbe Fülle. In den Gegenden, die ich kenne, treibt auch der Bauer, meistens sogar der Ackerhäusler, die Landwirtschaft rationell — sorgfältig immer, und nur an der Kleinheit der Fläche, nicht am

Unkraut, erkennt man seinen Besitz. Was aber die Schönheit betrifft, so hat auch das wogende Aehrenmeer seine eigentümliche, und viele bunte Farbenflecke — die Schönheit der einzelnen Mohn- oder Kornblume kommt hier nicht in Betracht — machen einen verwahrlosten Acker noch nicht schön; wie gewöhnlich, erscheint auch hier die Unordnung häßlich. Um zu zeigen, wie Schönheit und Zweckmäßigkeit einander meistens ausschließen, erinnert dann Seeck daran, daß wir dem schönen Fußpfade die „staubige" Landstraße, dieser die „rußige" Eisenbahn vorzuziehen pflegen. Was ist denn Schönes an einem Fußpfade, der über Wiesen führt, die zertretenen Grashalme, zwischen denen weißlicher oder schmutzig brauner Erdboden hervorlugt? Von weitem betrachtet, können seine Windungen ästhetisch wirken; das tut aber auch das Band der „länderverknüpfenden Straße", ja sogar die schnurgrade hat ihren Reiz, und ihrer „Pappeln stolze Geschlechter ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher". Dasselbe gilt von der Eisenbahn, deren ästhetische Wirkung die in der Sonne glänzenden Schienen erhöhen. Diese Wirkung auf den von ferne Schauenden beeinträchtigen Staub und Ruß so wenig, wie der Oelfarbengeruch den künstlerischen Wert eines frischen Gemäldes. Nicht am Fußpfade haftet die Schönheit, sondern an der Landschaft, deren intime Reize sich uns erschließen, wenn wir, nicht von einem Vehikel in pfeilschneller Bewegung vorübergerissen, sondern langsam und behaglich, unbelästigt von Staub, Ruß, Menschengewühl und nicht in Gefahr, gerädert zu werden, auf ihm wandeln. Freilich ziehn wir ihm oft die Eisenbahn vor, aber was wollen die Scharen, die Anfang Juli den Bahnhof stürmen? Sie wollen rasch und mit geringen Kosten an Orte gelangen, wo sie auf Fußpfaden und Promenadenwegen reine Luft und landschaftliche Schönheit zu genießen und damit ihre Gesundheit zu kräftigen oder wiederherzustellen gedenken, so daß sich also das Schöne für sie zugleich als das Zweckmäßige bewährt. Die Eisenbahn dient demnach in diesem Falle der Aesthetik, und diese hinwiederum der Gesundheit. Daß das Werkzeug, das uns an den Ort des ästhetischen Genusses befördert, selbst schön sei, ist doch nicht zu verlangen. Auch Seeck erwähnt das Reisen zu diesem Zweck. Er irrt aber wieder, wenn er ausführt, die Landschaft biete desto mehr Reize, je schlechter sie ihre Bevölkerung zu ernähren imstande ist, die Natur sei desto schöner, je weniger sie uns nützt, je unvollständiger sie sich unsern menschlichen Zwecken unterwerfen läßt. Beim „Schönfinden" wirken Suggestionen mit, unter denen die der Mode nicht die schwächsten sind, wie ja die Mode im engsten Sinne, die der Frauenkleidung, am augenfälligsten beweist. Es ist bekannt, daß man bis auf Rousseau und Goethe ziemlich allgemein wohlangebaute Gegenden schön, hohe wilde Gebirge abscheulich gefunden hat. Von den geistigen Moden unberührte arme Italiener, die aus der lombardischen Ebene in die Alpen hinaufsteigen, um bei einem Tunnelbau ihr Brot zu verdienen, empfinden noch heute so. Hier überwiegt also die Suggestion der Nützlichkeit auf der einen, die der Gefahr und des mangelnden Komforts auf der anderen Seite. Der Durchschnittsmensch

ist nicht imstande, bei körperlichem Unbehagen, gar bei Schmerz, z. B. Zahnschmerz, ästhetisch zu genießen. Als es noch keine Straßen, Eisenbahnen und Berggasthäuser gab, war eine Alpenwanderung so beschwerlich, daß dem gewöhnlichen Wanderer für den ästhetischen Genuß kaum ein Restchen von Energie übrig blieb. Uebrigens ist, eben unter der Einwirkung der Mode, die Schönheit der Alpen überschätzt, die des deutschen Mittelgebirges und der Ebene unterschätzt worden. Bei der Analyse des Entzückens, das mich auf dem St. Gotthard und an den italienischen Seen anwandelte, habe ich sehr bald die Täuschungen herausgefunden, denen man leicht unterliegt. Was ist Schönes an den schwärzlichen Felswänden zu beiden Seiten des Abgrunds, in dem sich auf der Südseite die Gotthardstraße von Etage zu Etage hinabwindet? Der Farbendreiklang von dunklem Fels, weiß schäumenden Kaskaden des Ticino und blauem Himmel, und der Zauber, der in dem Namen Italien liegt, der einem an dieser Stelle Realität zu werden verspricht, zugleich mit dem Bewußtsein, du stehst auf einer Höhe, deren geographische Bedeutung Goethe so schön dargestellt hat. Nicht schön, sondern erhaben ist der Blick in die grause Schlucht — zu den ästhetischen Kategorien gehört freilich auch das Erhabene — und hätte man nicht die sichernde Straße unter den Füßen, so wäre dieses Erhabene furchtbar, was es freilich für den kühnen, absturzlüsternen Alpinisten von heute nicht mehr ist. Und wenn die Abendsonne die Felswände, die den oberen Teil des Gardasees einschließen, rosa und violett bemalt, so gibt das zwar eine prachtvolle Kulisse und mit dem Indigoblau des Wassers wieder einen schönen Farbendreiklang ab, aber kein warmes herzerquickendes Landschaftsbild, wie wir es im deutschen Mittelgebirge überall genießen, und auch in der Ebene dort, wo es an Bäumen und an Wasser nicht fehlt. Am schönsten finde ich die vom Menschen gebändigte, gepflegte und veredelte Natur: wohlangebaute Fluren mit Häusern und Gärten dazwischen und bewaldeten Bergen als Hintergrund, und die neueren Landschaftsmaler scheinen demselben Geschmack zu huldigen. Auch an den italienischen Seen sind die Uferstrecken am schönsten, an denen in Gärten eingebettete Villen und Hotelpaläste einladend prangen, und die norddeutsche Ebene ist überall dort schön geworden, wo menschlicher Fleiß sie in einen Garten verwandelt hat. Es ist also nicht wahr, daß „auf den meisten Gebieten das Schädliche und zweckwidrige mit dem Schönen zusammenfällt", wie Seeck als Ergebnis seiner auch die Tierwelt und die sittliche Welt umfassenden Musterung verkündet.

Auf den meisten, nicht auf allen Gebieten, fügt er einschränkend hinzu. Damit kommen wir einander näher. Wenn oben gesagt wurde, es könne von den Verkehrswegen, die uns zum Genuß der Schönheit führen, nicht verlangt werden, daß sie selbst schön seien (obwohl sie's tatsächlich oft sind), so ist das dahin zu erweitern, daß überhaupt für Gebrauchsgegenstände, Werkzeuge und Maschinen Schönheit kein wesentliches Erfordernis ist; denn der ästhetische Genuß ist doch eben weder der einzige noch der höchste Zweck des Lebens, und bei der

Verwirklichung der meisten Zwecke, die uns das Bedürfnis aufnötigt, können wir uns nur wenig um die Schönheit des Befriedigungsmittels kümmern. Zugleich aber ist dieser Satz wieder einzuschränken durch den anderen, daß Gebrauchsgegenständen, Werkzeugen und Maschinen die vollkommene Angemessenheit an ihren Zweck ohne die Absicht des Künstlers, der sie anfertigt, eine gewisse Schönheit verleiht, wie seit einigen Jahren die Architekten und die Förderer des Kunstgewerbes predigen. Auch Seeck erwähnt das, schildert bei dieser Gelegenheit sehr schön den Wechsel im Kunstgeschmack und wie jede Geschmacksperiode den ihr unmittelbar vorhergegangenen Geschmack schlecht finde, alle Perioden aber darin übereinstimmen, daß sie das sehr Alte (wo das erforderliche Alter anfängt, bleibt unbestimmt) für schöner halten als das Neue. Und darin nun sieht er die Erklärung des Widerspruchs zwischen dem Schönen und dem Zweckmäßigen: allerdings sei das Schöne ursprünglich das Zweckmäßige gewesen; aber der so entstandene Geschmack habe sich erhalten bis in eine Zeit hinein, wo das immer noch als schön geltende wegen der veränderten Lebensumstände nicht mehr zweckmäßig sei. Daher komme es, daß das Schönheitsgefühl zum Unzweckmäßigen zu neigen scheine: wir fahren fort, die Truhe unserer Urgroßmutter schön zu finden, obwohl unsere Kommode weit zweckmäßiger ist. Ich vermute, die meisten der Leute, die vor einer Antiquität in Entzücken geraten, empfinden gar nichts, sondern heucheln, ebenso wie die meisten Museums- und Alpenbesucher, ihr Entzücken nur, weil's Mode ist. Wenn aber einem eine alte Truhe wirklich gefällt, so ist das nicht eine Nachwirkung ehemaliger Zweckmäßigkeit, sondern die Wirkung einer schönen Malerei oder Schnitzerei, wobei an die praktische Verwendbarkeit solcher Gegenstände gar nicht gedacht wird.

Mit der Meinung nun, das Schöne sei das Zweckmäßige, und manches Unzweckmäßige werde nur darum für schön gehalten, weil es früher einmal zweckmäßig oder nützlich gewesen sei (als ob der Tiger, der auch erwähnt wird, je einmal den Menschen nützlich gewesen wäre! gerade erst uns Heutigen ist er das samt allem Getier der Zoologischen Gärten einigermaßen), sind wir bei der biologischen Erklärung des Schönen angelangt. Wir erfahren nun die bekannte biologische Weisheit, daß es wenigstens *ein* Gebiet gebe, auf dem die Schönheit durchaus mit der Zweckmäßigkeit zusammenfalle: das Gebiet, auf dem der Instinkt nicht irren dürfe, wenn er nicht das Dasein des Menschengeschlechts gefährden solle. Der Mann findet im allgemeinen das Weib schön, dessen Körperbeschaffenheit das vollkommene Austragen, leichte Gebären und ausreichende Stillen der Kinder verbürgt, und jeder einzelne Mann findet das einzelne Weib besonders schön, dessen Antlitz einen dem seinen entsprechenden Charakter spiegelt. Es heißt die Aesthetik am verkehrten Ende anfassen, wenn man ihr Wesen von dem Gegenstande aus zu ergründen unternimmt, der das ästhetische Urteil in dem Maße zu fälschen vermag, daß Titania in einem Eselskopf die Gesamtheit aller platonischen Ideen verkörpert sieht. Am ästhetischen Wohlgefallen ist Interesselosigkeit das Wesent-

liche, das Charakteristische. Der kantische Ausdruck ist nicht eben glücklich gewählt, denn den ästhetisch Organisierten beseelt ja ein leidenschaftliches Interesse an der Schönheit, aber der Ausdruck will nur besagen, daß kein Interesse unseres leiblichen Daseins und der Erhaltung der Gattung dabei im Spiele, daß also das ästhetische Interesse das gerade Gegenteil vom biologischen ist. Musik und Architektur machen das unmittelbar deutlich. Beide Werke gefallen uns, wenn in der einen die Schwingungszahlen der tönenden Körper, in der anderen die Größen der Teile eines Gebäudes in bestimmten arithmetischen Verhältnissen zueinander stehen. Die ästhetische Anlage ist also die Fähigkeit, gewisse Proportionen als angenehm zu empfinden, wobei die Proportion selbst nicht erkannt zu werden braucht; bei einem Gebäude ergibt sie sich erst durch Messung und Berechnung, in der Musik ist sie erst von der neueren Physik gefunden und in den Klangfiguren sichtbar gemacht worden. Diese Fähigkeit nun hat für die Erhaltung des individuellen und des Gattungslebens gar nichts zu bedeuten. Der Prälat Ritter, dessen Gesangsproduktionen im Breslauer Dome vor 50 Jahren den Allerandächtigsten Anfälle von Lachkrampf zuzogen, erzählte uns einmal — er lehrte Kirchengeschichte — er habe beim Domkapellmeister Gesangsstunde genommen, aber es habe nichts genutzt; er könne nun einmal einen hohen Ton von einem tiefen nicht unterscheiden. Der Mann war kerngesund und stark und nicht im mindesten schwerhörig (während Beethoven die größten seiner Meisterwerke als Halbtauber komponiert hat), und hätte er Kinder gezeugt, so würden sie wahrscheinlich ebenso gesund und kräftig ausgefallen sein. Solche Unmusikalischen kennt ja wohl jedermann. Demnach kann auch die ästhetische Anlage in der biologischen Entwicklung keine Rolle gespielt haben, kann nicht Ueberrest von etwas sein, was vordem einmal nützlich gewesen ist. Sie zeigt sich darum auch auf den Anfangsstufen der menschlichen Kulturentwicklung entweder gar nicht oder nur in dürftigen Andeutungen. Die Musik der Naturvölker und der Barbaren ist ein häßlicher Lärm, der nur ein musikalisches Element enthält, das aber für sich allein noch lange keine Musik ausmacht, den Rhythmus, und dieser hat allerdings für das Leben der Naturvölker Bedeutung, weil er die gemeinsame Arbeit und den Marsch erleichtert. Etwas deutlicher tritt das ästhetische Empfinden in der Bemalung der Leiber, Hütten und Geräte mit regelmäßigen Figuren und in der Musterung der Gewebe und Geflechte hervor, aber dieser erste Schmuck des Lebens bedeutet doch keine Förderung des Lebens. Auch die Wirkung der Malerei beruht auf Proportionen: auf Proportionen in den Umrissen der dargestellten Menschen und Gegenstände und auf Farbenharmonien; die Farbenempfindung aber wird durch Aetherschwingungen von bestimmter Geschwindigkeit und Wellenlänge erzeugt.

(Schluß folgt.)

FRANZ METZNER / WEIBLICHER AKT

Drei Theaterbriefe E. T. A. Hoffmanns.

Mitgeteilt von

Hans von Müller.

Im vorjährigen ersten Oktoberheft der „Neuen Revue“ hat ein Brief Hoffmanns an Holbein an das Zusammenwirken der beiden am Bamberger Theater erinnert. Heute bringen wir nun die Hauptteile von drei ungedruckten Briefen Hoffmanns an Hitzig, die uns unmittelbar in jene große Zeit des Bamberger Theaters hineinversetzen.

Hoffmann und Hitzig (1780—1849) hatten sich 1804 als Kollegen am preußischen Obergericht in Warschau kennen gelernt und dort schöne Jahre im Verkehr mit anderen geistig interessierten preußischen Beamten verlebt. Von diesen Genossen sollen hier nur zwei genannt werden: der eine der Kammersekretär Zacharias Werner, der den Freunden seine mystischen „Söhne des Thales“ vorlas, mit der großen Effektszene der „Prüfung“ Adalberts von Anjou vor seiner Aufnahme in den Templerorden (Küssen des schauerlichen Baffometus-Hauptes u. a.: I. Teil, V. Akt, 6. Szene) und den (nie erschienenen) zweiten Teil seines „Kreuzes an der Ostsee“, von dessen Hauptfigur, dem heidnischen Preußenkönig Waidewuthis, Hoffmann noch um die Jahreswende 1820/21 sagt, daß seit Shakespeares Zeiten solch ein Wesen nicht über die Bühne gegangen sei, „wie dieser übermenschliche, fürchterlich grauenhafte Greis“ — der andere, wesentlich harmlosere, der Justizrat Heinrich Loest (1778—1848), der musik- und poesieverständige spätere Freund Immermanns.

Ende 1806 hatten dann Hoffmann und Hitzig durch den Zusammenbruch der preußischen Herrschaft in Warschau ihre Stellen verloren. Beide lebten nunmehr eine Zeitlang privatisierend in Berlin im Umgange mit Chamisso, Varnhagen, Robert und anderen aufstrebenden Talenten, bis im September 1808 Hoffmann Kapellmeister in Bamberg wurde und im darauf folgenden Monat Hitzig eine Verlagsbuchhandlung in Berlin eröffnete. Hitzig blieb auch als Verleger seinen Idealen treu; 1809 übernahm er drei Calderon-Uebersetzungen Schlegels, darunter die „Andacht zum Kreuz“ vom bisherigen Verleger, und schloß in einem neuen Bande den „standhaften Prinzen“ und die „Brücke von Mantible“ daran; 1810 ließ er Kleistens „Abendblätter“, 1811 Fouqués „Undine“ erscheinen.

Während so Hitzigs Unternehmungen florierten, mußte Hoffmann gleich nach dem ersten Auftreten als Dirigent sein Amt niederlegen; er war hinfort auf Gelegenheitskompositionen fürs Theater beschränkt und mußte sich im übrigen durchschlagen durch privaten Gesangs-

unterricht, Mitarbeit an der von Rochlitz in Leipzig redigierten „Allgemeinen Musikalischen Zeitung“ und den Kommissionsvertrieb von Musikalien. Im März 1810 versuchte er durch Rochlitzens Vermittlung die Kapellmeisterstelle bei Joseph Seconda zu erhalten, der eine Operngesellschaft für Dresden und Leipzig engagierte; Friedrich Schneider kam ihm jedoch zuvor, und erst nachdem dieser drei Jahre darauf zurückgetreten, konnte Hoffmann die Stelle erhalten, die ihm — zum ersten und letzten Mal — wenigstens zehn Monate lang Gelegenheit gab, sich als Operndirigent zu bewähren.

Vorher sollte jedoch für Hoffmann noch Gelegenheit kommen, sich anderweit ums Theater hochverdient zu machen. Holbein, der im Jahre 1810 die Leitung des Bamberger Theaters übernommen und am 1. Oktober die neue Spielzeit mit der „Minna von Barnhelm“ eröffnet hatte, begnügte sich nicht damit, seinen alten Freund als Theaterkomponisten beizubehalten, sondern gab ihm auch zugleich eine leitende Stellung als „Direktionsgehilfe“, d. h. Geschäftsführer und Dramaturg; vom 1. August 1811 ab war er daneben noch Theaterarchitekt.

Mit besonderer Vorliebe widmeten sich die beiden Theaterleiter den drei oben genannten Calderonschen Stücken des Hitzigschen Verlages und Kleistens „Käthchen von Heilbronn“, das bekanntlich vor Kleistens Tode sonst nur noch im Theater an der Wien gegeben worden ist, während es in Dresden, Berlin, Weimar verschlossene Türen fand.

Anfang 1812 begab sich Holbein dann nach Würzburg und ließ Hoffmann in Bamberg als eine Art Stellvertreter zurück. In dieser Zeit setzen unsere Briefe ein, deren jeder uns Hoffmann als begeisterten Verkünder Shakespeares, Calderons und Kleistens vor Augen führt.

* * *

Bamberg, 28. Aprill 1812.

Daß ich noch hier bin, muß Ihnen schon beweisen, daß es mir so ziemlich gut geht, und nur das einzige ist mir nicht recht gewesen, daß mir bis jetzt die ganz überhäuften Theatergeschäffte alle Zeit raubten eigentlich für mich das heißt für das Bekanntwerden zu arbeiten. Als das Theater durch Holbein neu organisiert wurde, fiel mir die ganze Last der ökonomischen und ein großer Teil der ästeth[ischen] Einrichtung zu, und bald darauf wurde ich nächstdem, daß ich fürs Theater fortkomponieren müsse, noch Theater-Architekt und Dekorateur, indem der recht geschickte Maschinist Holbein mich bald in die Geheimnisse der Maschinerie praktisch einweihte und so die Theorie, die ich aus allen Büchern, die ich nur erhalten konnte, eingeschlungen hatte, ergänzte. — So haben wir denn die einstürzende Burg zum Kätchen von Heilbronn, das auffliegende Kreuz in der Andacht pp,

die Fantasmagorien in dem standhaften Prinzen und vorzüglich die Brücke von Mantible gebaut. Von letzterer werden Sie künftig eine genaue Zeichnung nebst Beschreibung von mir im Journal des Luxus und der Moden finden. — Jezt ist Holbein in Würzburg und ich bin hier geblieben um einmahl den Sommer hindurch mit Muße für mich selbst arbeiten zu können. Eine Oper von mir, Text von Holbein komt jezt in Würzburg aufs Theater und wandert dann nach Wien zu Lobkowitz. Gefällt sie, so bin ich als Komponist durch. — Hier habe ich das Glück, daß meine Komposit[ionen] Sensation machen. — Dann beschäftigt mich ein sonderbares musikalisches Werk, in welchem ich meine Ansichten der Musik und vorzüglich der inneren Struktur der Tonstücke aussprechen will. Um jeder anscheinenden Excentrizität Platz und Raum zu gönnen sind es Aufsätze von einem wahnsinnigen Musiker in lichten Stunden geschrieben; ich behalte mir vor Ihnen künftig darüber mehr zu sagen und vorzuschlagen. — Nun habe ich recht viel von mir gesprochen, bloß um Ihnen, mein teuerster Freund zu beweisen, daß ich wirklich noch lebe! Denken Sie denn noch an Warschau? — an die Punschabende — den roten Ungarwein bei Ihrem Wirth — den Waidewuthis — den Baffometuskopf pp? Werner soll ja, wie ich von dem vorigen Sommer hier nach Italien durchreisenden Mahler Raab hörte, nach Palästina gezogen sein. Das wäre nun ganz im Styl und in der Ordnung, nur möcht ich wissen, wo er den Mut hergenommen hat sich zu den Türken und Arabern zu begeben, und ob er nicht das bekante große Goldstück in zwanzig Papieren eingewickelt auf der bloßen Brust trägt. — Chamiseau ist allso bei der Stael und Varnhagen noch in Berlin? — Unser Heinrich Loest („löst die Bande", erinnern Sie sich noch?) hat allso ein Trauerspiel ediert, namens: Clorinde, welches gewiß nichts anderes ist, als die Oper Tancred mit Variationen, die er in Warschau machte und die ich nicht komponieren mochte weil sie schlecht war. — Sie können denken wie mich das Kätchen begeistert hat; nur drei Stücke haben auf mich einen gleichen tiefen Eindruck gemacht — das Kätchen — die Andacht z[um] K[reuz] und Romeo und Julie — sie versetzten mich in eine Art poetischen Somnambulismus in dem ich das Wesen der Romantik in mancherlei herrlichen leuchtenden Gestaltungen deutlich wahrzunehmen und erkennen glaubte! — Das Kätchen ist hier nur teilweise gut, die Andacht zum Kreuz aber durch ein glückliches Zusammentreffen günstiger Umstände beinahe vollendet gegeben worden. Die Andacht hat jedesmal wahre Andacht erweckt und das katholische von jeder Ueberbildung freie Publikum faßte die Erzählung Eusebios von des Kreuzes sonderbaren Wundern mit tiefem Sinne auf. — Noch einmahl komme ich auf den herrlichen Kleist zurük um Sie zu bitten, mir einiges über seinen heroischen Untergang zu sagen; das dumme Geschwätz in öffentlichen Blättern von Leuten, die vor einem Strahl von Kleists Genius in die erbärmliche Nußschale, die sie für einen Pallast mit sieben Türmen ansehen, sich verkrochen hätten, dieses dumme Geschwätz hat mich überaus angeekelt; und schon damals wollte ich mich an Sie mein lieber Freund! wenden, um

etwas Rechtes vom Rechten zu hören, doch es unterblieb wie vieles. — Der Herr von Herr ist wohl noch immer der H. v. H. — wenn Sie ihn zufällig sehen sollten, bitte ich ihn von mir nicht zu grüßen, ein gleiches tun Sie gütigst mit Eimbeck und Beelitz.

Meine Frau ist ganz munter und hält zuweilen pohlnische Monologe um die Sprache nicht zu vergessen, jedoch hat sie neulich mit vielem Vergnügen einen ganzen Pulk pohlnische Lanzenträger, die sie ihre Landleute (nicht Landsleute) nannte, gesehen. Sehr empfiehlt sie sich Ihnen und Ihrer Frau, die ich auch um freundschaftliches Andenken herzlich bitte. Recht bald hoffe ich von Ihnen viel viel gutes und angenehmes zu hören; Ihr tätiges Wirken in der litterarischen Welt (gleichsam Ihren litterarischen Lebenslauf) habe ich mir aus den Meßkatalogen konstruiert und viel Zufriedenheit gefunden. — Leben Sie recht wohl, grüßen Sie Herrn Reimer und Freunde die sich noch meiner erinnern und behalten Sie mich lieb

Unverändert Ihr innig ergebener
Hoffmann.

* * *

Bamberg, 1. Juli 1812.

Mein lieber teuerster Freund!

Vor der Hand nur so viel, daß mir Ihr ausführlicher Brief die lebhafteste Freude gemacht und mich ganz in unsern jovialen Zirkel in W[arschau], wo denn doch manches recht gescheute Wort gesprochen wurde, versetzt hat. Uns fehlte damals nichts als etwas mehr Freiheit von Geschäften, die uns eigentlich nicht behagten, diese Freiheit gab uns die plötzliche Katastrophe mit einem Ruck und daß wir uns per tot discrimina rerum beide nun wohl befinden ist ein Beweis, daß das Schicksal zwar etwas tumultarisch mit uns verfahren, uns doch aber auf die rechte Stelle gesetzt hat. — Ich arbeite jetzt recht fleißig und habe um recht mit Muße zu leben 14 Tage auf der herrlichen Altenburg, wo ein alter gothischer verfallner Thurm nach meiner Angabe vorigen Sommer restaurirt und dekorirt wurde, eben in diesem Thurm mit meiner Frau gewohnt, bloß das anhaltend böse Wetter trieb mich wieder herab. Der Sturm, der Regen, das in Strömen herabschießende Wasser erinnerte mich beständig an den Oheim Kühleborn, den ich oft mit lauter Stimme durch mein gothisches Fenster ermahnte ruhig zu seyn, und da er so unartig war nichts nach mir zu fragen habe ich mir vorgenommen ihn mit den geheimnißvollen Charakteren, die man Noten nennt, fest zu bannen! — Mit andern Worten: die Undine soll mir einen herrlichen Stoff zu einer Oper geben! — Sind Sie nicht meiner Meinung? — Für die Musen schicke

ich Ihnen bestimmt nächstens einen Aufsatz, der Nachrichten über unsere Theater, vorzüglich aber die genaueste Rechenschaft von der so oft bezweifelten dramatischen Wirkung der Calderonschen Stücke und von den Erfordernissen bey ihrer Aufführung geben soll. Dies dürfte allerdings nicht zu spät kommen, da es nicht als Novität, daß die Calderonschen Stücke wirklich gegeben wurden, behandelt wird. — Nächstens mehr, viel mehr! Meine Frau grüßt Sie und die Ihrige, deren Andenken ich mich herzlich empfehle, auf das beste. Behalten Sie lieb

Ihren innig ergebenen

Hoffmann.

Herzlichen Dank für die höchst interessanten Abendblätter. — Sehr sticht hervor der Aufsatz über Marionetten-Theater. — Kleists Erzählungen kenne ich wohl; sie sind seiner würdig.

* * *

Bamberg, 15. Juli 1812.

Mein lieber teuerster Freund!

Anliegend erhalten Sie nach Ihrem Wunsche einen Aufsatz über die hiesige Aufführung der Calderonschen Schauspiele dessen ganze Tendenz dahin geht zu zeigen unter welchen Umständen jene Schauspiele auch dann ihren großen Effekt nicht verfehlen können, wenn auch der Bühne keine große Kraft Rücksichts eminenter Schauspieler oder kostspieliger Szenerie zu Gebothe steht. Vielleicht dient dies zur allgemeineren Verbreitung jener göttlichen Schauspiele und dann wäre viel gewonnen. Holbein ist jezt in Würzburg und unser Theater wird schon wieder organisirt, kommt es leidlich zu Stande, so bringe ich es bestimmt dahin, daß Shakespearsche noch nicht gegebene Stücke (vorzüglich seine Lustspiele) auf die Bühne kommen. Goethes Bearbeitung von Romeo und Julie kenne ich nur aus den darüber in öffentlichen Blättern mitgeteilten Nachrichten und schon nach diesen — ich muß es frey gestehen — mißfällt sie mir. Der herrliche Schluß, die Versöhnung der Familien, nachdem ihre schönsten Zweige als Opfer ihres Hasses gefallen, Lorenzos rührende Rede, fällt wie ich höre ganz weg — ich möchte wirklich das Original ganz getreu auf die Bühne bringen.

Die Ehe.

Komödie von Bernhard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

Personen:

Der Bischof von Chelsea
Alice Bridgenorth, seine Frau
Edith, seine Tochter
General Bewley Bridgenorth
Reginald Bridgenorth
Leo Bridgenorth
Lesbia Grantham
St. John Hotchkiß
Cecil Sykes
Ratsherr William Collins
George Collins, seine Schwägerin
Reverend O. C. Soames (Vater Anthony)
Joseph Wallaston (Magistratsdiener)

An einem schönen Morgen des Frühlings 1903 sieht die normannische Küche im Schloß des Bischofs von Chelsea sehr geräumig, sauber, mächtig und gesund aus.

Der Bischof hat das Glück, der Besitzer eines Schlosses aus dem zwölften Jahrhundert zu sein. Das Schloß selbst hat das Glück gehabt, der Verwandlung in den gothischen Stil des fünfzehnten Jahrhunderts oder der Gleichmachung in die Quadersteine des achtzehnten Jahrhunderts oder der „Restaurierung" durch einen Baumeister des neunzehnten Jahrhunderts und einen Victorianischen Architekten der sonnenschirmähnlichen Süßlichkeit des vierzehnten Jahrhunderts, entgangen zu sein. Der gegenwärtige Inhaber namens A. Chelsea, inoffiziell Alfred Bridgenorth genannt, weiß normannische Arbeit zu schätzen. Er wußte seine Klagen über die Unbehaglichkeit des Ortes so geschickt anzubringen, daß er die kirchlichen Bevollmächtigten dazu vermochte, ihm einiges Geld für Bauzwecke zu geben. Er benutzte es, sich der Tapeten, der Malerei, der Einteilungen, der äußerst ebenen und ornamentalen Gesimse zu entledigen, womit die Victorianischen Zimmerleute das gewaltige dunkle Gebälk gefällter Eichen verschlossen und versteckten; ferner tilgte er die Spuren aller anderen Hilfsmittel seiner Vorgänger, bis er sich in einer normannischen Festung heimisch und geachtet fühlen konnte. Es ist ein Haus, das für die Ewigkeit gebaut sein soll. Die Mauern und Balken könnten ihrer Stärke nach den Turm zu Babel tragen, als ob die Erbauer, unsere modernen Ideen vorwegnehmend und ihnen instinktiv Trotz bietend, hier einmal beschlossen hätten, zu zeigen, wieviel Material sie an ein Gott zu Ehren erbautes Haus verschwenden könnten, statt ein wetteiferndes Auge auf den Vorteil des niedrigsten Angebots zu richten, und wissenschaftlich zu berechnen, wie wenig Material genügte, um zu verhindern, daß die ganze Geschichte durch ihr Eigengewicht zusammenstürze.

Die Küche ist der Lieblingsraum des Bischofs; aber nicht etwa weil er ein Mann von demütiger Denkungsart ist, sondern weil die Küche zu den schönsten Räumen des Hauses gehört. Der Bischof hat weder das Einkommen noch den Appetit, seine Mahlzeiten hier kochen zu lassen. Die Fenster, hoch oben in den Mauern, liegen nach Norden und Süden. Das nördliche Fenster ist das größte; und wenn wir durch dieses in die Küche sehen, befindet sich die südliche Mauer mit kleinen normannischen Fenstern und einer offenen Tür in der Nähe der Ecke links uns gegenüber. Durch diese Tür bekommen wir einen Blick auf den Garten und einen sonnenbeschienenen Gartenstuhl. In der rechtsseitigen Ecke befindet sich ein Eingang zu einem gewölbten runden Gemach mit einer Wendeltreppe, die durch einen Turm zu den oberen Stockwerken des Schlosses führt. An der Wand zu unserer Rechten befindet sich der riesige Kamin, mit einem gewaltigen Spieß, der wie ein kleiner Kran aussieht, und einer Sammlung von alten Eisen- und Messinggeräten, die man für ursprüngliche Möblierung des Kamins nimmt, die aber natürlich vom Bischof in Antiquitätenhandlungen zweiten Ranges aufgekauft worden sind. An dem zunächstliegenden Ende der linksseitigen Wand gewährt ein kleines normannisches Tor den Eintritt

in das Arbeitszimmer des Bischofs, der ehemaligen Abwaschküche. Weiter entfernt steht an der Wand eine große Eichenkiste. Die Mitte der Küche nimmt ein großer Holztisch ein, der von elf starken Binsenstühlen umgeben ist: vier davon stehen an der entfernten Seite, drei an der nächstliegenden und zwei an jedem Ende. Vor dem Kamin steht ein großer Gitterstuhl. Auf dem Boden befindet sich eine grobe Bastmatte als Teppich-Schoner. Das einzige Möbelstück, das dann noch da ist, ist eine Uhr mit hölzernem Ziffernblatt, das ungefähr so groß ist wie der Boden eines Waschkübels. Sie hat Gewichte, Ketten und ein Pendel von entsprechender Größe; aber der Bischof hat schon lange den Versuch aufgegeben, die Uhr in Gang zu halten. Sie hängt über der Eichenkiste.

In der Küche befindet sich augenblicklich die Frau des Bischofs, Frau Bridgenorth, die mit William Collins, dem Gemüsehändler, plaudert. Er ist im Frack, obgleich es am frühen Vormittag ist. Frau Bridgenorth ist eine ruhige, glücklich aussehende Frau von ungefähr fünfzig Jahren, sanft, freundlich und humorvoll, hat zarte Gesichtszüge und schönes graues Haar, mit vielen weißen Fäden darin. Sie ist wie zu einem Fest gekleidet; aber sie macht es sich einstweilen noch bequem, wie sie da in dem großen Stuhl beim Kamin sitzt und die Times liest.

Collins ist ein älterer Mann von recht jugendlichem Taillenumfang. Seine hammelkotelettartigen Whiskers haben an ihren unteren Enden einen koketten Anstrich von vornehm tuendem Geckentum. Er ist ein freundlicher Mann, von jenen vollendeten Manieren, die man nur erwerben kann, wenn man einen Laden hält, in welchem man Damen Lebensmittel verkauft, deren soziale Position in einer Weise über jeden Zweifel erhaben ist, daß sie sich beim Einkauf nicht sonderlich anstrengen. Er ist ein beruhigender Mensch, hat wachsame graue Augen und besitzt die Gabe, einem, ohne zu beleidigen, alles was er will zu sagen, weil sein Ton immer voraussetzt, daß er es mit freundlicher Erlaubnis tut. Dabei ist er in keiner Weise unterwürfig: eher ritterlich und teilnahmsvoll, aber niemals ohne gewissenhafte Anerkennung der öffentlichen Fundamente sozialer Unterschiede. Er steht bei der Eichenkiste und zählt einen Haufen Servietten.

Frau Bridgenorth liest gelassen; Collins zählt; im Garten singt eine Amsel. Frau Bridgenorth läßt die Times in ihren Schoß fallen und betrachtet Collins einen Augenblick.

Frau Bridgenorth: Sind Sie bei solcher Gelegenheit niemals nervös, Collins?

Collins: Gott bewahre, gnädige Frau. Es wäre lächerlich, nachdem ich fünf Ihrer Töchter verheiratet habe, beim Verheiraten der letzten nervös zu werden.

Frau Bridgenorth: Ich habe immer gesagt, daß Sie ein wundervoller Mensch sind, Collins.

Collins, (beinahe errötend) Oh, gnädige Frau.

Frau Bridgenorth: Ja. Ich kann niemals irgend etwas arrangieren — sei's eine Hochzeit oder ein Diner — ohne daß die Sache einen Haken hat.

Collins: Warum sollten Sie sich selbst der Mühe unterziehen? Herbei mit dem Gemüsehändler: das ist das Geheimnis einer leichten Hausführung. Weiß Gott, es ist ja sein Geschäft. Es macht sich für ihn und für Sie bezahlt, ganz abgesehen von dem Vergnügen in einem Hause wie dem Ihrigen zu arbeiten. (Frau Bridgenorth verbeugt sich für das Kompliment) Die Leute machen sich über den Gemüsehändler genau so wie über die Schwiegermutter lustig. Aber sie können weder ohne den einen noch ohne die andere fertig werden.

Frau Bridgenorth: Was für ein Band uns doch verknüpft, Collins!

Collins: Weiß Gott, gnädige Frau, es gibt alle Arten Bänder zwischen allen Arten Menschen. Für die Frau eines Bischofs sind Sie eine sehr feine Dame, gnädige Frau. Ich kenne Frauen von Bischöfen, die einen wahrhaft reizen, sie zu necken und unverschämt zu sein; aber niemals wird Ihnen gegenüber jemand sich und seine Stellung vergessen, gnädige Frau.

Frau Bridgenorth: Sie sind ein Schmeichler, Collins. Sie werden natürlich wie gewöhnlich das Frühstück selbst beaufsichtigen, nicht wahr.

Collins: Ja, ja, gnädige Frau, selbstverständlich. Das tue ich immer. Die hochfeinen Lieferanten schicken Leute her, wie ich sie niemals gesehen hab' — man kann sie für Herzöge halten. Man sieht, wie die Verwandten diesen Leuten die Hände schütteln und sie nach ihrer Familie fragen — Damen fragen tatsächlich „Wo haben wir uns denn schon gesehen?" und alle möglichen anderen Konfusionen. Das ist mein Geschäftsgeheimnis, gnädige Frau. Mich können Sie immer erkennen, ich bin der Gemüsehändler. Das ist ein Glück für mich heutzutage, wo man kaum sagen kann, wer dies ist und wer das ist. (Er geht durch den Turm hinaus und kehrt sofort für einen Augenblick zurück, um anzukündigen): Der Herr General, gnädige Frau.

Frau Bridgenorth erhebt sich, um ihren Schwager zu empfangen, der strahlend in Full-dreß-Uniform, mit vielen Medaillen und Orden geschmückt, eintritt. General Bridgenorth ist ein gut aussehender Mann von fünfzig Jahren, mit breiten, kühnen Nasenflügeln, einem eisernen Mund, treuen Hundeaugen und einer sehr natürlichen Einfachheit und Würde des Charakters. Er ist unwissend, dumm und voller Vorurteil, wozu er sorgfältig erzogen worden ist, es ist nicht immer möglich, die Geduld nicht zu verlieren, wenn seine fraglos guten Absichten sich in Wirklichkeit als schädigend erweisen; aber man tadle die Gesellschaft deswegen, nicht ihn selbst. Er würde kein schlechterer Mensch sein als Collins, wenn er Collins soziale Gelegenheiten genossen hätte. Er kommt an den Kamin, wo Frau Bridgenorth mit dem Rücken gegen das Feuer steht.

Frau Bridgenorth: Guten Morgen, Boxer. (Sie schütteln sich die Hand) Noch eine Nichte fortzugeben. Das ist die letzte.

Der General, (sehr düster): Ja, Alice. Der alte kriegerische Onkel hat nichts anderes zu tun als an Glücklichere Bräute fortzugeben. Ist, (er würgt) ist deine Schwester schon da?

Frau Bridgenorth: Warum nennst du Lesbia immer meine Schwester? Weißt du nicht, daß sie das mehr ärgert als all deine übrigen Scherze?

Der General: Scherze! Ha! Nun, ich will versuchen, es sein zu lassen; aber ich glaube, sie könnte eine solche Kleinigkeit von mir schon ertragen. Sie weiß, daß ihr Name mir im Halse stecken bleibt. Es ist besser, sie deine Schwester zu nennen als sie L — er bricht beinahe zusammen: L — nun, sie bei ihrem Namen zu nennen und sich lächerlich zu machen — durch Tränen. (Er setzt sich an das nächste Ende des Tisches.)

Frau Bridgenorth (geht zu ihm und zieht ihn auf). Oh, beruhige dich. Boxer! Wir sind doch wirklich keine Knaben und Mädchen mehr. Du kannst nicht dein Lebelang mit einem gebrochenen Herzen herumlaufen. Es muß schon nahezu zwanzig Jahre her sein, daß sie dir einen Korb gab. Und du weißt doch, das geschah nicht, weil sie dich nicht leiden mochte, sondern nur weil sie nicht heiraten will.

Der General: Einerlei. Ich liebe sie noch immer. Und ich kann nicht anders als es ihr sagen, so oft wir einander begegnen, obgleich ich weiß, daß sie mir deshalb ausweicht. (Er beherrscht kaum seine Tränen.)

Frau Bridgenorth: Was sagt sie, wenn du ihr das sagst?

Der General: Nur daß sie neugierig sei, wann ich darüber hinauswachsen würde. Ich weiß jetzt, daß ich niemals darüber hinauswachse.

Frau Bridgenorth: Vielleicht geschähe es, wenn du sie heiratest. Ich glaube, es ist besser so, Boxer.

Der General: Ich bin ein armer Teufel. Es tut mir wahrlich leid, daß ich ein lächerlicher alter Schwätzer bin, Alice; aber wenn ich in dieses Haus zu einer Hochzeit komme, zu diesen Szenen — zu — zu — zu Erinnerungen an die Vergangenheit — und die Braut immer jemand andern geben muß und nie selbst eine Braut bekomme (er erhebt sich plötzlich) Darf ich in den Garten gehen und es mir weg rauchen?

Frau Bridgenorth: Tu das, Boxer.

(Collins kommt mit dem Hochzeitskuchen zurück.)

Frau Bridgenorth: Oh, da ist der Kuchen. Ich glaube, es ist derselbe, wie wir bei Florences Hochzeit hatten.

Der General: Ich kann das nicht ertragen. (Er eilt durch die Gartentür hinaus.)

Collins (stellt den Kuchen auf den Tisch) Na, sehen Sie sich das an, gnädige Frau! Ist es nicht seltsam, daß der General, nach all den Hochzeiten an denen er teilgenommen *) hat, den Anblick eines Hochzeitskuchens noch immer nicht ertragen kann. Er scheint ihm stets denselben Schlag zu versetzen.

Frau Bridgenorth: Na, es ist sein letzter Schlag. Jetzt ist die ganze Familie verheiratet, Collins. (Sie hebt die Times wieder auf und nimmt ihren Sitz wieder ein.)

Collins: Ausgenommen Ihre Schwester, gnädige Frau. Ein schöner Frauentypus, das Fräulein Grantham. Ich freue mich schon, ihr Hochzeitsmahl zu arrangieren.

Frau Bridgenorth: Sie will nicht heiraten, Collins.

Collins: Gott weiß, gnädige Frau, das sagen alle. Sie und ich haben es auch gesagt, ich wette darauf. Ich jedenfalls.

*) Der englische Hochzeitsbrauch erfordert es, dass der amtierende Geistliche fragt: Wer verheiratet diese Frau mit diesem Mann? worauf ein älterer Herr, gewöhnlich der Vater oder der Onkel der Braut sagt: ich tue es!

Frau Bridgenorth: Nein: die Ehe ist von selbst an mich herangetreten. Ich hätte gedacht, an Sie auch.

Collins, (nachdenklich) Nein, gnädige Frau. An mich trat sie nicht wie von selbst heran. Meine Frau mußte mich dazu zwingen. An sie trat die Ehe wie von selbst heran: sie ist das, was man eine reguläre alte Henne nennt. Will immer ihre Familie in Sehweite haben, geht nicht zu Bett ehe sie weiß, daß alle gesund zu Hause, die Haustür zugeschlossen und die Lichter ausgelöscht sind. Will immer ihr Gepäck mit im Coupé haben. Geht immer hin und läßt sich vom Lokomotivführer versprechen, daß er vorsichtig sein werde. Sie ist eine geborene Frau und Mutter, gnädige Frau. Darum sind denn auch all meine Kinder von zu Hause fortgelaufen.

Frau Bridgenorth: Haben Sie jemals Lust gehabt auch davonzulaufen, Collins?

Collins: O ja, gnädige Frau, ja: sehr oft. Aber wenn es so weit war, konnte ich es nicht über mich bringen, ihr weh zu tun. Sie ist eine empfindsame, zärtliche, ängstliche Seele; und ist nie dazu erzogen worden zu wissen, was für manche Menschen Freiheit bedeutet. Bedenken Sie doch: das Familienleben ist das einzige Leben, das sie kennt; sie gleicht dem im Käfig geborenen Vogel, der sterben würde, wenn man ihn frei in die Wälder fliegen ließe. Wenn ich darüber nachdachte, wie leicht es wäre für einen Mann von meinem rührigen Temperament, es mit ihr aufzunehmen und wie tief es sie verletzen würde, wenn sie denken müßte, daß es aus Abneigung gegen ihre Person geschähe, verschob ich das Davonlaufen immer bis zum nächsten Mal; und so bin ich schließlich gar nicht davongelaufen. Ich glaube, es war gut für mich, daß ich so umwogt wurde; aber es hat mich von allen meinen alten Freunden abgeschnitten, gnädige Frau, besonders von den Frauen — und das ist was Furchtbares. Sie gab ihnen keine einzige Gelegenheit: weiß Gott nicht. Sie begriff niemals, daß verheiratete Leute gegenseitig Ferien nötig haben, wenn sie überhaupt frisch bleiben sollen. Nicht daß ich jemals ihrer müde war, gnädige Frau; aber ach! wie oft bin ich des häuslichen Lebens müde gewesen. Ich habe mich oft dabei ertappt, daß ich meinen Bruder George beneide; wahrhaftig, das hab ich, gnädige Frau.

Frau Bridgenorth: George war also Junggeselle.

Collins: Bewahre, nein, gnädige Frau. Er heiratete eine sehr schöne Frauensperson; aber sie war was unbeständig und sozusagen leicht erregbar, ganz unglaublich. Sie besaß gar keine Selbstherrschung, wenn sie verliebt war. Sie konnte tagelang rumträumen und über ein Nichts weinen; dann plötzlich aufstehen und ausrufen — einerlei, wer da war und es hörte: „Ich muß zu ihm, George". Und weg ging sie von Heim und Mann, ohne um Erlaubnis zu bitten.

Frau Bridgenorth: Aber hat sie denn das mehr als einmal getan? Ist sie — zurückgekommen?

Collins: Bei Gott, gnädige Frau, sie hat es meines Wissens fünfmal getan; und George hat es uns schließlich gar nicht mehr erzählt, so gewöhnt wurde er es.

Frau Bridgenorth: Aber hat er sie immer wieder zurückgenommen?

Collins: Na, was sollte er denn machen, gnädige Frau? Von vier Malen dreimal brachten die Männer sie noch am selben Abend zurück, ohne daß was geschehen wäre. Ein anderes Mal wieder sind sie ihr ausgerückt. Was hätte ein Mann von Herz anderes tun können als sie trösten, wenn sie weinend zurückkam und klagte, wie die Männer sie zum besten hielten, wenn sie sich ihnen an den Hals würfe und sie vorgaben, daß sie zu edel seien, das Opfer anzunehmen, das sie ihnen brächte. George hat ihr immer wieder gesagt, daß die Männer ihr den ganzen Tag zu Füßen liegen würden, wenn sie nur zu Hause bleiben und sich 'n bißchen zurückhalten wollte. Schließlich wurde sie vernünftig und befolgte seinen Rat. George liebte immer die Abwechslung.

Frau Bridgenorth: Was für ein verabscheuungswürdiges Weib, Collins! Finden Sie nicht auch?

Collins (kritisch) Na, viele häuslich empfindende Damen dachten so und sagten das, gnädige Frau. Aber ich möchte zugunsten der Wankelmütigen bemerken, daß die Mannigfaltigkeit der Erfahrung sie wunderbar interessant machte. Das ist der Grund, warum die Flüchtigen die Treuen übertrumpfen, gnädige Frau. Sehen Sie sich zum Beispiel meine alte Dame an! Sie hat nie einen anderen Mann gekannt außer mir; und eben darum kann sie mich nicht ordentlich kennen, weil sie mich nicht mit anderen Männern vergleichen kann. Natürlich kennt sie ihre Eltern wie — nun wie man seine Eltern eben kennt: kennt man ja nur die eine Hälfte von deren Leben und denkt niemals, daß die auch einmal jung gewesen sind; und sie kannte ihre Kinder als Kinder und dachte niemals, daß sie unabhängige menschliche Wesen seien, bis sie davonliefen und ihr eine oder zwei Wochen lang beinahe das Herz brachen. Aber Frau George, die bekam Gelegenheit, 'ne Masse über Männer aller Art und aller Altersstufen zu erfahren, denn je älter sie wurde desto mehr liebte sie Jüngere; und das hat sie sicherlich interessant und gescheit gemacht. Ich habe oft ihren Rat in Anspruch genommen, in Angelegenheiten, wo meine eigene alte Frau mir nicht das Geringste genützt hätte.

Frau Bridgenorth: Hoffentlich erzählen Sie Ihrer Frau nicht, daß Sie wo anders hingehen, wenn Sie einen Rat brauchen.

Collins: Gott bewahre, gnädige Frau, ich habe meine alte Matilda so gern, daß ich aus Angst sie zu kränken ihr niemals irgend etwas erzähle. Sie ist nämlich so durch und durch Gattin und Mutter, daß sie außer Haus kaum ein verantwortungsvolles menschliches Wesen ist, ausgenommen, wenn sie einkauft.

Frau Bridgenorth: Billigt sie Frau George?

Collins: O, Frau George kriegt sie rum. Frau George kriegt jeden rum, wenn sie will. Und dann nimmt es Frau George mit der Religion sehr genau. Sie ist eine Hellseherin.

Frau Bridgenorth, (überrascht); Eine Hellseherin!

Collins, (ruhig): Ja, gnädige Frau, ja. Man braucht sie nur ein bißchen zu hypnotisieren; und sie gerät in einen Trancezustand und sagt die wunderbarsten Dinge, nicht über sich selbst, aber es klingt, als wenn das ganze Menschengeschlecht seine Ansicht sagte. O, das ist wundervoll, gnädige Frau, glauben Sie mir. Sie könnten kein Spiel ersinnen, daß Frau George nicht zu spielen verstünde.

Lesbia Grantham kommt durch den Turm herein. Sie ist eine große, hübsche, schlanke Dame in ihrer Lebensblüte: das heißt zwischen sechs- unddreißig und fünfundfünfzig. Sie hat, was man eine wohlerzogene Art nennt, kleidet sich sehr sorgfältig, um diesen Eindruck hervorzurufen, ohne die geringste Rücksichtnahme auf die letzten Moden. Ihrer selbst sicher, ist sie den Jungen und Schüchternen fürchterlich; sie ist verwöhnt bis in die langen Fingerspitzen, duldsam und eher amüsiert, als innerlich teilnehmend.

Lesbia: Guten Morgen, liebe große Schwester.

Frau Bridgenorth: Guten Morgen, liebe kleine Schwester. (Sie küssen einander.)

Lesbia: Guten Morgen, Collins. Wie gut Sie aussehen! Und wie jung!

(Sie nimmt den Mittelstuhl vom Tisch fort und setzt sich.)

Collins: Das ist nur Berufsgewohnheit bei einer Hochzeit, gnädiges Fräulein. Sie sollten mich bei einem politischen Diner sehen. Da sehe ich beinahe wie siebzig aus. (Auf die Uhr sehend) Die Zeit vergeht, gnädige Frau. Darf ich Ihren Namen Fräulein Edith sagen lassen, daß sie sich ein bißchen mit ihrer Toilette beeile?

Frau Bridgenorth: Ja, Collins.

Collins geht durch den Turm hinaus, den Kuchen mitnehmend.

Lesbia: Der gute alte Collins! Hat er dir wieder Geschichten erzählt?

Frau Bridgenorth: Ja. Du bist gerade zu spät gekommen, um eine ganz besonders aufregende Geschichte seiner Erfindung zu hören.

Lesbia: Ueber Frau George?

Frau Bridgenorth: Ja. Er sagt, sie sei eine Hellseherin.

Lesbia: Ich möchte wissen, ob er wirklich Frau George erfunden oder sie aus einem Buch gestohlen hat.

Frau Bridgenorth: Das möchte ich auch wissen.

Lesbia: Wo ist der Barmecide?

Frau Bridgenorth: Im Arbeitszimmer, arbeitet an seinem neuen Buch. Er denkt jetzt nicht mehr daran, daß es eine Tochter zu verheiraten gibt, als an das Ei, das er zum Frühstück bekommt.

Der General, durch das Rauchen beruhigt, kommt vom Garten herein.

Der General (mit resoluter Bonhommie) Ah, Lesbia! Wie geht es Ihnen? (Sie schütteln einander die Hände und er nimmt einen Stuhl zu ihrer Rechten.

Frau Bridgenorth geht durch den Turm hinaus.

Lesbia: Wie geht es Ihnen, Boxer? Sie sehen beinahe so herrlich aus wie der Hochzeitskuchen.

Der General: Ich lege Wert darauf, in Uniform zu erscheinen, wann immer ich einer Zermonie beiwohne, um den Subalternen eine Lektion zu geben. Es ist in England nicht üblich; aber es sollte üblich sein.

Lesbia: Sie sehen sehr schön aus, Boxer. Was für eine schauderhafte Menge Tapferkeit müssen alle diese Medaillen darstellen!

Der General: Nein, Lesbia. Sie stellen Verzweiflung und Feigheit dar. Die ersten hab ich alle dadurch gewonnen, daß ich den Tod suchte. Sie wissen, warum?

Lesbia: Aber Sie waren unverwundbar nicht?

Der General: Ja, unverwundbar. Die Bajonette bogen sich an meinen Schultern krumm, Kugeln durchbohrten mich und hinterließen keine Spur; und noch dazu, das ist das Schlimmste, ich wurde niemals von einem Dum-Dum-Geschoß getroffen. Als ich noch Truppenoffizier war, hatte ich wenigstens das Recht, mich dem Tod im Felde auszusetzen. Jetzt bin ich General, und da ist mir selbst dieser Ausweg abgeschnitten. (Seinen Stuhl überredend näher an sie heranrückend) Hören Sie mich an, Lesbia. Zum zehnten und letzten Mal. —

Lesbia, ihn unterbrechend: An Florences Hochzeitsmorgen vor vor zwei Jahren, sagten Sie „Zum neunten und letzten Mal."

Der General: Wir sind seitdem zwei Jahre älter geworden Lesbia. Ich bin fünfzig; Sie sind —

Lesbia: Ja, ich weiß. Es hat keinen Zweck, Boxer. Wann werden Sie alt genug sein „Nein" für eine Antwort zu halten?

Der General: Niemals, Lesbia, niemals. Sie haben mir noch nie einen wirklichen Grund dafür angegeben, daß Sie mich ablehnen. Einmal dachte ich, es sei „ein anderer". Gar viele Burschen waren hinter Ihnen her; aber jetzt haben sie's alle aufgegeben und sich verheiratet. Beugt sich näher zu ihr. Lesbia: sagen Sie mir Ihr Geheimnis. Warum. —

Lesbia, angewidert die Luft einziehend: O! Sie haben geraucht. Sie erhebt sich und geht zum Stuhl an den Kamin. Fort mit Ihnen, Elender!

Der General: Wäre diese Pfeife nicht gewesen, ich würde bei unserer Begegnung zusammengebrochen sein. Sie hat mich besänftigt und meine Nerven stark gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Franz Metzner.

Von J. A. B.

Wer der Kunst Metzners unvorbereitet naht, wird vor ihrer nordischen Strenge erschauern. Da ist keine werbende, nur eine zwingende Geberde. Ein einziger Wille, der sich selbst vollenden muß, dem Beschauer das eigene Gesetz befiehlt.

Kein Spiel, nur Notwendigkeit. Ein Einsamer wie Hodler steht Franz Metzner in unseren Tagen da, deren Blicke er von allem Zufälligen ablenken und zu feierlicher, beinahe düsterer Größe erziehen will.

Niemand weigert heute dem Achtunddreißigjährigen die Meisterehren, die er sich zäh erstritten hat. Lange mußte er für Fremde Steine metzen. Der Weg aus seinem deutschböhmischen Vaterstädtchen — vorbei an den ungastlichen Toren der Akademien — bis zu seinem Berliner Atelier war weit. Als Bruno Schmitz den Wahlverwandten entdeckte, der ihm jetzt die Granitkolosse für das Leipziger Völkerschlachtdenkmal aufrichtet, war Metzner längst ein Fertiger.

Seine Lehrer leben nicht in unserer Zeit. Er geht bis zu den großen Aegyptern zurück und knüpft an die beste Gothik an. Nie als nachahmender Epigone, immer als Finder neuer Darstellungsmöglichkeiten.

Die Architektur ist sein urtümliches Lebenselement; sein Ziel und Ehrgeiz, endlich sein eigener Architekt zu werden. Sein hoheitsvolles Pathus steht in bewußtem Gegensatz zu den plastischen Bestrebungen der letzten Zeit. Die plastische Figur ist für Metzner nicht etwas Selbstherrliches und Isoliertes, sondern sie ist ganz untertan den Gesetzen des sie umgebenden Raumes. Dabei wird die Bildhauerei nicht eine Magd der Baukunst, sie bildet mit ihr eine organische Einheit, lebt als notwendiger Bestandteil ihr eigenes Leben im Gesamtkörper des Baues.

Metzner will nichts von einsam frierenden Figuren wissen, die als etwas Gelegentliches oder gar Fremdartiges in einen Bau hineingeschmuggelt werden, sondern das plastische Gebilde soll mit Naturnotwendigkeit aus dem steinernen Feld, aus dem Block hervorwachsen, innerhalb der Säule, im Schutze einer Wölbung sich kristallisieren. Nicht fertige, vollkommene Menschenkörper werden plötzlich hineingezaubert, sondern eckig, knotig, schwer heben und zwängen sich aus dem Holz, dem Erz, dem Stein menschliche Gliedmaßen hervor.

Sogar bei den Figuren, denen eine stelbständige Existenz zugedacht ist, sucht dieser Bildhauer-Architekt den geometrischen Zwang, damit das Nebensächliche umso gewisser abfalle, das Typische umso reiner sich herausschäle, der Geist dem Joche des Materials sich umso kraftvoller entringe. So bei den hier abgebildeten Figuren, der in sich hineinhorchenden mütterlichen Frau und der zusammengekauerten männlichen Gestalt, die den Druck der Erdenschwere symbolisiert.

Mit welcher Freiheit, ja Heiterkeit Metzners Phantasie sich aufzuschwingen vermag, das zeigt sein herrlich rhythmisierter Nibelungenbrunnen. Die gepanzerte Statue des treuen Schwertträgers Rüdiger von Bechlaren, die ihn ragend krönt, wächst wieder mit der ganzen Metznerschen Formenstrenge empor, die den Parallelismus liebt.

Dort, wo Metzner mit dem Baumeister zusammenwirkt, ist ihm die architektonische Struktur das Höchste. Da darf keine Linie verwischt, verweichlicht oder umgebogen werden. Mit überwältigender Klarheit muß der bauliche Gedanke sich dem Auge offenbaren. Alles andere muß diesem Zwecke hörig sein. Wenn Metzner die Wahl hat, ob er der architektonischen Gliederung oder einem menschlichen oder tierischen Körper Gewalt antun soll, so ist er keinen Augenblick im Zweifel: der Körper hat sich unbedingt unterzuordnen und anzupassen.

Drum darf man den ästhetischen Wert der Menschenleiber, die Metzner zum Beispiel aus den großen viereckigen Feldern hoch oben auf der Hauptfassade desBerliner Rheingoldhauses als Relief vortreten läßt, nicht an ihrer Naturwahrheit messen. Ist denn die Schönheit eines korinthischen Kapitäls davon abhängig, ob die Akanthusblätter möglichst treu wiedergegeben sind? Die Menschenkörper sind hier eben auch nur stilistische Hilfen im höchsten Sinne. Die Bildungsphilister waren entsetzt, als sie diese Füllungen zum ersten Male sahen. Sie hätten nicht so verständnislose Urteile gefällt, wenn ihre Fragestellung nicht so falsch gewesen wäre. Die Frage lautet nicht: Sind das ideal schöne Menschenkörper? sondern sie lautet: Wie fügen sich diese Reliefs in den architektonischen Rahmen, wie unterstützen sie die Absichten des Baumeisters? Und dann wird die Antwort ganz zugunsten Metzners ausfallen.

In der Kunst, einen Körper in einen vorbestimmten, fest umgrenzten Raum hineinzukomponieren, sucht er heute seinesgleichen. Mit klassischer Strenge bezieht er alles auf die horizontalen und vertikalen Hauptachsen. Ragt im viereckigen Feld ein menschlicher Körper auf, dann geht die kompakte Fühlung mit dem darüber liegenden Gebälk oder Quaderwerk verloren, weil rechts und links vom Kopf ein Vakuum entsteht, eine störende Ungleichmäßigkeit in der Raumfüllung. Meist suchte man diesem Mangel durch die Schablone emporgestreckter Hände, eine oft ganz sinnlose Pose, abzuhelfen. Metzner wagt es zum ersten-Mal, Haupt und Hals in die Horizontale umzubiegen. Hat man den ersten Schreck überwunden, so wird man gewahr, welcher Reichtum an dekorativen Wirkungen dadurch gewonnen würde, wenn der Künstler erst mit größerer Selbstverständlichkeit sich dieses kühnen Mittels bedienen lernte.

Wie adelig muten diese schlank stilisierten Körper auf den Metznerschen Reliefs an ! Einerseits wirkt hier der Menschenleib nur als ein ruhiges architektonisches Ornament, selbst die Bewegung ist wie in einer Zisterne eingefangen. Andererseits aber behält der Leib die Kraft, seelische Zustände zu symbolisieren, ja, er vermag dies viel eindringlicher als irgendein realistisch modellierter Körper. Wer

sich dies einmal zum Bewußtsein gebracht hat, ist schon in die tiefsten künstlerischen Absichten Metzners eingedrungen. Er will seine Gebilde von allem Akzidentellen und Alltäglichen befreien, um in ihnen und durch sie mit um so größerer Sammlung das Ewig-Wesentliche darzustellen.

Ein Glück, daß es Metzner vergönnt ist, seine Kraft jetzt an der größten plastischen Aufgabe zu messen, die heute in deutschen Landen zu lösen ist, eben an der bildnerischen Ausschmückung des Völkerschlachtdenkmals in Leipzig. Was er vermag, davon hat er schon im Steinsaal des Rheingold-Baues eine Probe gegeben. Blickt man durch die Mitte des Kellergewölbes, so scheint es einen Augenblick, als hätte der Bildhauer hier gar nicht Hand angelegt. So sehr hat er die architektonischen Formen respektiert. Aber gleich darauf entdeckt man überall sein Walten. Ist hier ein menschlicher Rumpf zur Säule, dort ein Menschenkopf zum Kapitäl erstarrt? Nein, es sind Säulen, die langsam menschliche Bildung angenommen haben.

So sehr sind hier durch eine monumentale Auffassung Architektur und Plastik wieder eins geworden. Pfeiler bleibt Pfeiler. Plötzlich aber sehen wir — und so wird es auch in der Krypta des Leipziger Gigantenwerks geschehen — in die steinernen Augen einer Maske. Ein ungeheuerer Ernst, eine den Blick bannende Konzentriertheit beherrschen die Gesichtszüge. Alles, was wandelbar ist in einem Menschenantlitz, ist hier gleichsam wieder zurückgepreßt zur Urform. Das letzte konstruktive Prinzip der Knochen und des Fleisches tritt hervor. Und in solcher Unverrückbarkeit starrt die Maske, daß wieder ganze Figuren in sie hineinkomponiert werden können und daß sie gar nicht wie etwas Selbständiges wirken. So stehen in der hier abgebildeten Pfeilerplastik die beiden Hünen vor diesem Antlitz Wache, als wären es Volker und Hagen vor Etzels Palast.

Oder weibliche Gestalten krönen die Stirne, und sie sind wie natürlich gewachsenes Haar, weil sie sich wieder ganz der Architektur des Menschenantlitzes angepaßt haben. Es ist eine Stilisierung, die nicht entkörpert, sondern den Körper in seiner letzten, von aller Willkür befreiten Nacktheit als ursprüngliche Idee des Schöpfers herausarbeitet. Und nicht nur zur äußersten Enthüllung menschlicher Formen dringen diese Masken durch, sie geben Typen verschiedener Charaktere und Temperamente, der Melancholie, der Strenge, der Nachdenklichkeit . . . Jedes Profil wirkt anders. Und seltsam! Einige Masken gliedern sich wieder, der Fluß der Bartlinien teilt sich und nimmt die Form zweier selbständiger Sockel an, jeder Sockel trägt zwei Flächen, die in sich wieder meisterhaft gegliedert und scheinbar von eigenem plastischem Leben erfüllt sind. Aber alle diese Teile ordnen sich dem Rhytmus der Maske unter, und plötzlich ist das Ganze wieder nichts als ein Pfeiler, der die Wölbung ruhig trägt. So schließt sich die eherne Reihe. Sie offenbart eine Balladenwucht, wie sie nur in den nordischen Mythen lebt, eine elementare, aber gebändigte Kraft, die zu immer größeren Werken fortschreiten muß.

FRANZ METZNER / NIBELUNGENBRUNNEN FÜR WIEN

FRANZ METZNER / PFEILER-PLASTIK AUS DER KRYPTA DES VÖLKERSCHLACHT-DENKMALS IN LEIPZIG

FRANZ METZNER / ZEICHNUNG ZU EINEM GRABMONUMENT BEI BERLIN

FRANZ METZNER . ERDE

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Der Ultimo ist der Friede! Nur in diesem Sinne, dem Nahen der Liquidation läßt sich die zuversichtliche Stimmung der Börse erklären. Drei Wochen lang darf man die wahre Gefahr an der serbisch-österreichischen Grenze erkennen, daraufhin verkaufen und fixen. In der Schlußwoche des Monats aber gedenke man der eigenen schwachen Hand und decke sich. In dem alten Paris jener großen Spekulation, die heute nur noch in den Träumen gewisser Hetzpolitiker fortkommt, wurde über die Heiligkeit der Prämienerklärung gespottet, welchen Tag selbst jeder General zu respektieren habe. Also wenigstens dieser Termin mußte gut vorübergehen. Tatsache bleibt, daß an dem Tage, wo die bisherige Reihe schlechter Depeschen von keiner einzigen guten unterbrochen wurde, ein plötzlicher Kurswechsel eintrat, „ein Unglück nach oben", wie es die Baissiers zu nennen pflegen. Vorigesmal wurde hier darauf hingewiesen, daß in Momenten der Angst zunächst Bankaktien vorverkauft werden; daß das wirklich geschehen war, enthüllten nun die Deckungen. Avancen von 1 Prozent gingen nur zu rasch vor sich und Nationalbank erregten sogar ein solches Vertrauen, wahrscheinlich weil die Herren im Punkte der Höhe ihrer Tantième der Generalversammlung widerstanden, — daß der Couponabschlag von 2 Prozent eingeholt wurde. Auch deckt sich das Rheinland in Montanpapieren, trotzdem u. a. die Beteiligung der einzelnen Zechen im Kohlensyndikat nur für einen Monat festgesetzt werden sollte Indessen etwas Wichtigeres! All diese äußere Lebhaftigkeit brachte in den eigentlichen Verkehr keinen Zug, sodaß jetzt, wo schließlich noch von einer russischen Neutralität verlautete sowie von einem drathlichen Sympathienaustausch zwischen Franz Josef und Nikolaus, die alte Geschäftsstille mindestens so stark war, wie kurz vorher, in den Tagen der Angstverkäufe, wo Iswolski noch nicht eingelenkt hatte. Dabei denkt die Börse doch nur an den Orient, für den Oesterreich-Ungarn bereits 500 Millionen Kronen ausgegeben haben dürfte. Sie folgte gespannt weder den für uns so bedeutsamen Tarifvorgängen in Washington, noch den Zolliebhabereien der Franzosen, ja, nicht einmal der englichen Flottendebatte.

* * *

Verhängnisvolle Kapitalsvermehrungen könnten vielleicht die neuen Emissionen gerade von ersten Aktiengesellschaften genannt werden. Denn Unternehmer solchen Ranges geben sich nicht mit Kleinigkeiten ab. Ihre Generaldirektoren sind in Erfolgen grau geworden, sie werden von ihren Aufsichtsräten angebetet, entweder weil sie die Hälfte der Aktien besitzen, oder weil sie innerhalb ihrer Fachkreise hervorragen. Deshalb sind auch sogleich ganz außerordentliche Kapitalsvermehrungen beliebt, einerlei, ob wir in friedlichen oder recht gespannten Zeiten leben. Ferner lassen es die diesbezüglichen Begründungen weder an Großartigkeit, noch an Aufrichtigkeit mangeln. Sie atmen eben die Sicherheit eines langen Glückes, das also wahrscheinlich noch in langen Fortsetzungen gedacht wird. Das alles ist nicht neu und wiederholt sich im verschiedenen Maßstabe die ganze Industrie- und Aktiengeschichte hindurch. Was aber neu, z. B. an dem Gelsenkirchener Unternehmen war, das betrifft den Gleichmut seines Generaldirektors, im Verein mit seinem Bruder vom Aachener Hüttenwerk, gerade einen Mann vom Schlage Thyssens ihrem Konzerne zu vereinen. Das ist doch von vornherein der geborene Nebenbuhler gewesen, von dem es auch noch unklar bleibt, ob er selbst dabei geschoben wurde, oder sich absichtlich schieben ließ. Sie gingen eine Zeit lang zusammen, die Herren Kirdorf und Thyssen, und indem der letztere nunmehr aus

Gelsenkirchen austrat, weil er die Neubetriebe in Esch nicht billigt, hat er seine Aktien vielleicht zur rechten Zeit verkaufen können. Sein Interesse an Deutsch-Luxemburg allein hat ihn wohl kaum dazu vermocht, da der Thyssensche Weitblick schwerlich von vornherein verkannt hat, wohin die neue Strömung führen würde. Ein sehr feines amerikanisches Bankhaus pflegte früher alle neuen Geschäfte zunächst daraufhin zu prüfen, ob dieselben nicht zu groß seien, der Gewinn wurde erst in zweiter Linie erwogen. Diese Firma war so reich und so liquide, wie es auch die größte Kohlengesellschaft nicht werden kann, aber die Leiter hatten nicht nur Verstand, sondern auch Vernunft. Und die Vernunft kann sowohl den Umfang eines Ausdehnungsplanes betreffen, als auch dessen Tempo. Zum mindesten dieses letzteres muß nun auch der nachsichtige Beurteiler jetzt bei Gelsenkirchen vermissen, das mit einem Geldbedarfe von nicht weniger als 65 Millionen überrascht. Ist es doch schon mehr als einmal dagewesen, daß gewaltige Unternehmen keineswegs durch ihre an sich ganz richtigen Ziele ins Stocken gerieten, sondern durch die Ueberhast, einer — ruhigen Entwicklung durchaus voraneilen zu wollen. „Ein großes Volk kann warten!“ sagte einmal D'Israeli und das Gleiche läßt sich auf große Aktiengesellschaften anwenden, deren Tätigkeit auf gesunder Basis ruht.

Als von demselben Geiste geleitet, wenn auch die fachmännischen Gründe natürlich ganz andere sind, müssen die Elberfelder Farbwerke erscheinen. Sie, deren technische Vorzüge ihnen des längeren zu den glänzendsten Dividenden verholfen haben, stecken gegenwärtig in so verschiedenartigen und neuen Gründungen, daß der Geldbedarf hierfür bereits jetzt ungewöhnlich groß ist. Und noch bezeichnender! Die in chemischen Betrieben versierten Kreise fragen sich verwundert, wozu denn so viele frische Barmittel gebraucht werden. Wenn also schon diese Leute den Kopf schütteln, mit welchem Scheine von Ueberzeugung sollen erst die Banken die vielen neuen Aktien und Obligationen jener Elberfelder ihren Kunden anbieten. Man hat seinerzeit die Zeche Augusta Victoria höchst teuer gekauft (denn warten hieße ja klug sein), muß dieselbe noch weit teuerer ausbauen, sodaß ruhig behauptet werden kann, wenn die Farbenfabriken dies noch einmal zu tun hätten, so würden sie es unterlassen. Auch andere Transaktionen könnten noch einst bereut werden. Ueberhaupt brauchen nicht alle Fabrikationen mit unendlichem Gewinn gesegnet zu sein. So brachten die pharmazeutischen Produkte in Elberfeld jahrein, jahraus die größten Profite; nunmehr scheint man mit weiteren neuen Heilmitteln etwas einzuhalten, da eines dem andern gleichsam im Wege steht.

* * *

Ein Lichtpunkt inmitten aller Depression! Die südafrikanische Minenindustrie kommt sichtlich vorwärts. Vorderhand drückt sich dieser augenscheinlich zuverlässige Umstand mehr in den Kursen, als in den Käufen aus. Denn das englische Publikum setzt seine alte Kraft auf diesem Gebiete so leicht nicht wieder ein, die Franzosen werden überwiegend spekulieren, und das deutsche Kapital kann seine alten Verluste nur schwer vergessen. Inzwischen vermag aber der aufmerksame Beobachter die seltsamen Offerten für die amalgierten Kompanien zu berechnen. Woraus sich ergibt, daß Shares, die nur zu begründet schon recht niedrig bewertet waren, ganz unvermutet, zu guten Kursen, abgefunden werden, eventuell die neuen Papiere preiswürdig erhalten. Es sollen hier keine Namen genannt werden, um auch nur den Schein einer Empfehlung zu vermeiden, aber aus all jenen Offerten geht doch deutlich hervor, wie Minen, die allein fast zugrunde gingen, durch jene Amalgamationen nachträglich rentabel werden konnten. Auch die technischen Fortschritte müssen ziemlich entscheidend geworden sein, wie u. a. aus der verlängerten Lebensdauer einzelner Gesellschaften zu ersehen ist, die man bisher nur noch für zwei Jahre gelten lassen wollte, während die fachmännische Schätzung heute auch auf fünfunddreißig Jahre geht. Auch macht die bedeutende Einschränkung der Selbstkosten, eben auf Grund der technischen Verbesserungen, sowie der Elektrizität statt der Kohle die Wiedereröffnung vieler Erzgänge möglich. Am wichtigsten aber für alles, was Transvaal betrifft, bleibt natürlich die völlige Aussöhnung des Holländertums mit den englischen Kolonialherren. Durch diese

britische Staatsklugheit hat die dortige Minenindustrie einen völlig anderen Untergrund gewonnen. Ist doch nunmehr aller passiver Widerstand gegen die Fortentwicklung jener so reich gesegneten Distrikte aufgegeben, so daß alle Faktoren nahezu gemeinsam an der gleichen Aufgabe mitarbeiten. Auch Deutschland mit seinen schweren Mineninteressen gewinnt somit durch die englische Politik, bei der wir sonst leider in letzter Zeit alles eher als Nutzen finden.

* * *

Höhere Dividenden! Dieser Ruf, der jetzt in so mancher Generalversammlung ertönt, wird vielleicht noch einmal von Erfolg begleitet sein. Einstweilen schadet aber eine solche Forderung nichts, weil zum mindesten dadurch eine Aussprache zwischen Direktion und Aktionären erzielt wird. Auch in der Berliner Handelsgesellschaft meinten jetzt einige Redner, daß das Aktienkapital erhöht worden sei, um ein noch größeres Erträgnis als 9 Proz. aufzubringen. Die offizielle Erwiderung hätte nun lauten können, daß man auch oft die Barmittel vermehre, nur um auf der alten Höhe bleiben zu können, allein das scheint gar nicht der Fall gewesen zu sein. Vielmehr wurde unerklärlicherweise erklärt: es sei im Jahre einer Kapitalserhöhung nicht üblich, die Dividende hinaufzusetzen. Was alles „nicht üblich" sein soll! Eine schwächere Motivierung läßt sich kaum denken, und das bei einer Großbank, die zweifellos unter allen anderen Instituten am sichersten und geschlossensten geleitet wird. Indessen ungleich wichtiger als diese Sonderfrage ist die Gefahr, einem Geldgeschäfte überhaupt mehr Kapital als nötig anzuvertrauen. Hierdurch könnte leicht eine Willkür und ein Uebermut in der Behandlung großer Finanzierungen entstehen, die gerade die Aktionäre zuletzt schädigen würden, aber am ehesten das große Publikum. Was versucht denn eine Bank, sobald sie sich ungemein kapitalskräftig weiß? Sie schließt große Anleihen ab! Diese werden doch nun unseren Kapitalisten verkauft, welche im Verlustfalle das büßen müssen, was die Aktionäre der Bank indirekt mit verschuldet hatten. Letztere bekommen wohl später wieder eine höhere Dividende, allein jene zahllosen Kapitalisten müßten ihren Schaden oft genug glatt herunterschreiben. Auf solche Weise werden die Ueberkapitalien der Banken zu ebenso vielen volkswirtschaftlichen Fragen.

Aus der Fremdenlegion.

Von Wilhelm Cremer.

Rekruten, die die zwei Jahre Kasernenleben nicht ertragen können, gehen über die Grenze und lassen sich auf fünf Jahre für eine fremde Armee anwerben, die ihnen wahrscheinlich dieselben, vielleicht noch schlimmere Plackereien bringen wird. Handwerksburschen und Vagabunden, die alle Landstrassen Europas durchwandert haben, phantastische Träumer, die keinen Zwang ertragen können und das Glück hinter blauen Bergen suchen, sie verkaufen ihre Freiheit für das enge Obdach der Legion. Schiffbrüchige des Lebens, Idealisten, die die Nüchternheit des Alltags narrt, flüchtige Verbrecher und arbeitsscheue Zuhälter, Heilige und Sünder, die zu sonderbar für diese Welt sind, Genies ohne Willenskraft und bedauernswerte Geisteskranke, sie alle finden den Zugang zu dieser Kaserne der Fremden, zu dieser Armee der verlorenen Söhne Europas. Und sie werden alle tüchtige Soldaten, sie, die zu Hause zu feige und zu schwach für die Anforderungen des Lebens gewesen sind. Für vier Pfennige Tageslohn marschieren sie durch die Fiebersümpfe Tonkings und Madagaskars und über den Wüstensand Marokkos, um Frankreich blühende Kolonien zu schaffen. Menschen, die nie gearbeitet haben, Lumpengesindel und Muttersöhnchen, sie bauen in tötlicher Sonnenglut Landstraßen, über die später behaglich die Zivilisation spazieren geht. Sie sterben alle, an Typhus und Fieber, an Trunk und Ausschweifung, oder auch, wenn sie Glück haben, durch die Kugel und das Messer der Feinde. Denn die Wenigen, die zurückkehren in ihre Heimat, sie sind siech und elend oder halb verblödet, und fast ohne jede Ausnahme für den Kampf mit dem Leben verdorben. Nein, sie bezahlen es fast alle mit ihrem Leben, die die Ehre haben, in der Legion zu dienen.

Es sind schon viele Bücher über die

Fremdenlegion geschrieben worden, fast jedes Jahr kommt eins heraus. Aber die meisten sind arge Tendenzschriften. In dem Bestreben, junge Leute vor dem Eintritt in die Legion zu warnen, malen sie alles so schwarz und grau, wie es nur möglich ist. Wenn man so ein Büchlein: „Fünf Jahre Sklavenleben", „Die Hölle in Algier" liest, so fragt man, wie solche bestialischen Mißhandlungen noch möglich sind, und man versteht nicht, daß Leute freiwillig zehn und fünfzehn Jahre dort dienen. In Wirklichkeit geht es dem Einzelnen in der Legion zunächst gar nicht so schlimm. Das Essen ist mindestens so gut wie in Deutschland, Mißhandlungen durch Vorgesetzte sind nicht möglich, einen Exerzier- und Paradedrill gibt es nicht, der Dienst ist abgesehen von den Marschübungen und den schlimmen Strapazen auf Expeditionen und Feldzügen leicht, die ganze Ausrüstung, die der Rekrut erhält, ist neu, sodaß er garnichts zu flicken hat. Die Fremdenlegion ist einfach eine moderne Kolonialtruppe, die allerdings ohne Rücksicht auf den Wert der Menschenleben eingesetzt wird, wenn es gilt, ein militärisches Ziel zu erreichen. Das Klima in Verbindung mit Trunksucht und andern Lastern sorgt schon von selbst für die Dezimierung der Legion, und keine Volksvertretung fragt nach einer Statistik dieser Menschenopfer, denn es handelt sich ja um Fremde, die von ihrer Heimat aufgegeben sind.

Erwin Rosen, ein junger Journalist, der ganz Amerika durchreist und den Kampf der Amerikaner auf Kuba mitgemacht hat, landete wie so viele andere auch eines Tages in der Fremdenlegion, und hat jetzt, nachdem er ein Jahr später von dort entflohen war, seine Erlebnisse in einem Buche geschildert.*) Das Buch ist flott und äußerst anschaulich geschrieben und hat mich von Anfang bis zu Ende interessiert. Rosen ist zu seinem Glück nie ein Legionär in dem eigentlichen Sinne des Wortes gewesen, dafür war er zu gesund und zu willensstark. Aber er hat scharfe Augen gehabt und versteht zu schreiben. Er malt wie ein Maler mit frischen lebendigen Farben und gibt ein wirklich gutes Bild von dem Leben und Treiben dieser modernen Landsknechte. Was ihm vielleicht fehlt, ist das tiefere Verständnis für die Seelen dieser Verkommenen, dieser Trinker und Träumer, ein Verständnis, das man nur erwerben kann, wenn man sich eins mit ihnen fühlt. Rosen hat aber immer über diesen Menschen gestanden, er verachtete sie, wie ein Engländer einen Kuli verachtet. Er war einer von denen, die stumm und verschlossen durch die Legion gehen, weil sie ihr Innerstes nicht beschmutzen wollen. Darum litt er auch an allem Rohen, das er sah und wurde ungerecht und moralisierend auch da, wo er vielleicht besser Verständnis und Mitgefühl empfunden hätte. Für Menschen wie Rosen freilich ist das Leben in der Legion einfach unerträglich, aber jeder, der sein Buch unbefangen liest, wird einsehen, daß andersgeartete Naturen sich in diese Verhältnisse einleben können. Das sind die wahren Legionäre, die für das Leben da draußen in der freien Welt längst verdorben sind, die aber, wenn sie ihre fünf Jahre abgedient haben, schleunigst von neuem kapitulieren.

*) In der Fremdenlegion. Stuttgart 1909. Verlag von Robert Lutz, Preis 5.– M., geb. 6.– M.

Berlin.

Eine kleine Rhapsodie.

Von Albrecht Wirth.

Der bestrickende Reiz der Stadt liegt offenbar darin, daß so wenig Berliner darin leben. Außerdem haben die Temperenzler dort wenig Aussichten. Die Heilsarmee macht nicht einmal schlechte Geschäfte, aber die Gasthäuser noch bessere. Manchmal tagt der Reichstag oder was ähnliches in Berlin, er fabriziert Reden, die mit strenger Ausschließlichkeit in schwäbischer, namentlich schwäbischer, ferner in thüringischer, sächsischer und ostelbischer Mundart verfaßt sind. Nirgends kann man weltferner, weltfremder sein, als in Berlin. Heilande wirken hier, in ihrer Dachkammer in der Bayreutherstraße oder draußen in Schlachtensee verborgen, völlig nur mit sich selbst beschäftigt und vielleicht noch mit der leidenden Menschheit, aber am wenigsten mit Berlin, das sie hassen. Nirgends aber auch ist soviel überflüssiges

menschliches Ungeziefer. Und diese verruchte Gleichförmigkeit! Das ist ja längst ein Axiom und gerichtsnotorisch, daß man anderswo auf die Augen sieht, in Berlin aber auf das Schuhwerk und die Weste. Es gibt auch Dichtungen, Kleinode, Träume von Westen hier, namentlich bei Legationsräten. Aber, ich beschwöre euch, weshalb immer dieselben Hüte? Der übelste Proletarier hat sie und der hochnäsigste Geheimrat. Da vermißt man denn doch die fitness of the things, die wohllautend abgestufte Aesthetik der Schlapphüte und Fellmützen. Nur Bankdirektoren erlauben es sich, etwas salopper aufzutreten. Sie können's ja. Und Sven Hedin? Nun ja, das ist zwar auch noch kein Berliner, aber man muß es der Reichshauptstadt zugestehen, daß sie in der Branche etwas bietet. Sie bringt die seltensten Menschen zueinander. Sie schafft lebendige Märchen. Josty und Bartolini sind Mittelpunkte der Welt. Da taucht ein Generalkonsul aus Korea auf und eine Minute später ein Burenkämpfer und Mexikomaler und ein türkischer Militärinstrukteur. Alle erzählen sofort ihre Lebensgeschichte, wie die Kalender in 1001 Nacht bei dem Kalifen. Und die dicksten Wetten und Geschäfte werden prompt abgeschlossen. Gibt's Krieg? „Nun, Sie werden mir zugestehen, das muß ich doch ganz genau wissen. Ich kenne den Professor Mühsam, der die Akten einsehen durfte, die der Hofrat Strebig von der Exellenz Immerzuspät entlehnt hat. Und der sagt, es gibt keinen." Fest für Kanada? Unsinn. Morgen rasseln sie hinunter. Das Glühstrumpfpatent? Ja; für 50 Mille verkauft. Die Fabrik bei Danzig wäre ich nicht abgeneigt zu übernehmen; was meinen Sie zu 120 Anzahlung? Inzwischen stellen Firle und Hans von Marées aus. Und die Hochbahn donnert und die Elektrischen klirren. Und dort saust des Kaisers Automobil zu den Kolonialschätzen Herzog Adolfs.

Christentum und Kirche.

Von v. Flöckher.

Jahrhundertelang hat der Glaube das Wissen geknechtet und in Fesseln geschlagen. Die Folge davon ist gewesen, daß jetzt, wo das Wissen triumphiert, der Rückschlag nicht ausgeblieben und der Glaube in die Stellung gedrückt ist, die früher das Wissen einnahm. Die irrige Vorstellung, daß Glaube und Wissenschaft Gegensätze seien, und daß das Eine das Andere ausschließe, ist bestehen geblieben. Und doch hat schon Goethe den Hauptfortschritt des Menschengeschlechts mit genialem Blick darin erkannt, daß „wir gelernt haben, Gott und die Welt nicht wie früher mythologisch, sondern logisch zu begreifen". Die Wurzeln des Unglaubens liegen eben nicht, wie man früher behauptete, in der Wissenschaft, sondern in ganz anderen Dingen, nämlich im Willen und im Herzen. Die tiefgründige Frage, ob der wissenschaftlich Gebildete heute noch an Gott glauben kann, erörtert Karl Jentsch in einem soeben erschienenen philosophischen Werke*) in meisterhafter Weise. Es ist ein Standardwerk, das uns Deutschen lange gefehlt hat und das für jede Hausbibliothek angeschafft werden sollte. Nur geistig leere Menschen bedürfen keiner idealen Ergänzung ihres Sinnenlebens; wer aber irgendwelches Interesse an den Wechselwirkungen hat, die die moderne Zeit zwischen Religion, Natur, Wissenschaft und Kunst täglich neu hervorruft, der sollte sich Jentsch als Führer durch dieses schwierige Gebiet anvertrauen. Er weist nach, daß auch der heutige Mensch, der auf der Höhe der heutigen Wissenschaft steht, an Gott und das ewige Leben der Menschenseele in Gott glauben kann. Die Erkenntnis, die uns die Naturwissenschaft gewährt, reicht überhaupt nicht für die Sinnenwelt aus, obwohl sie darüber hinausweist. Die Philosophie aber, die echte Philosophie, spricht: „Wie in der Erkenntnis, so schien es uns im Leben die Summe der Weisheit, das Geringe nicht zu vernachläßigen, aber im Kleinen getreu zu sein; das wahrhaft Wirkliche, das ist und sein soll, ist nicht der Stoff, noch weniger die Idee, sondern der lebendige persönliche Geist Gottes und die Welt persönlicher Geister, die er geschaffen hat".

*) „Christentum und Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft" von Karl Jentsch. VIII und 736 Seiten 8°, Preis broschiert 10 M. Verlag von E. Haberland in Leipzig-R.

Unterscheidungen.

Von Dr. Karl Wilker (Jena).

Man hat viel von Landerziehungsheimen gehört, und auch von einer freien Schulgemeinde Wickersdorf unter ihnen. Man sah diese gewissermaßen nur als eine Modifikation der Landerziehungsheime an; noch etwas unklar, unsicher. Eben: man hat viel darüber geredet und geschrieben. Aber zumeist nur von dem Zusammenleben und -schaffen der Menschen da, ohne eigentlich recht die beseelenden Gedanken zu kennen. Und blieb dann immer dabei: die freie Schulgemeinde ist ein Landerziehungsheim.

Das wird jetzt anders werden, anders werden müssen — seit G. Wyneken, der eigentliche Leiter der freien Schulgemeinde, ihre Idee klargelegt hat (im Wickersdorfer Jahrbuch 1908 verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1909). „Wir sind kein Landerziehungsheim, sondern stellen einen neuen Schultypus dar, und darin besteht unsere Besonderheit.“ Man wird also Unterscheidungen machen müssen. Die Landerziehungsheime wollen fern vom Hasten der Stadt einen abgeschlossenen Schulstaat bilden. Ich betone: „sie wollen“ — denn in der Wirklichkeit stellt sich die Sache etwas anders dar. Denn ihr Wesen liegt darin, daß sie Individualitäten eine Freistatt bieten, sofern sie ähnlichen Geistes sind. Daraus erfolgt: ihre Haupteigenschaft muß Neutralität, ihr einziges Gesetz Toleranz (oder Gesetzlosigkeit), ihr Charakter Elektizismus sein. Also kein neuer Schultypus, vor allem nicht die ersehnte Schule der Zukunft; sie will die freie Schulgemeinde verwirklichen, oder doch verwirklichen helfen. Ihre Idee ist ihr Ziel. Und das lautet „Bildung“. Fürwahr: ein einfach Wort, das leicht mißzuverstehen ist, wenn's nicht näher charakterisiert wird. Also Bildung ist das Teilnehmen des Einzelbewußtseins am Gesamtbewußtsein der Menschheit. Die Menschheit aber ist das Erwachen der Welt. Daran teilzunehmen ist Menschenrecht. In diesem Sinne will die freie Schulgemeinde wirken, durchdrungen also von tiefster Religiosität. Sie will an Stelle des Ich-Kultus den Gedanken-Kultus, das Verständnis für Schönheit und Wahrheit, setzen, eine bestimmte Weltanschauung unter ihren Zöglingen bilden; sie will nicht unklare Schwärmer und Aestheten heranzüchten, sie will Menschen, Arbeiter in die Welt hinausschicken; sie will Lebenskultur treiben.

Das Ich und die Menschheit stehen sich gegenüber. Man wird unterscheiden.

Geschäftliche Helden.

Von v. Stetten.

In den Mittellagen wirtschaftlicher Tätigkeit, wie sie in den alten Kulturländern die Regel bilden, wo Schutzgesetze, Kredithilfe und gegenseitige Anlehnung, den Zusammenbruch eines Geschäftshauses, einer Wirtschaft, Werkstätte oder Sonderarbeitsexistenz durch einen unverschuldeten Schlag, nicht allzu folgenschwer gestalten sollten, tritt zumeist das Gegenteil ein, d. h. ein solcher Unfall hat mit seltenen Ausnahmen, ein plötzliches Ausschalten der Arbeitsenergie der Betroffenen zur Folge. Mindestens zeitlich, und je nach vorhandener lebendiger Kraft länger oder kürzer dauernd, ist der Gefallene nicht fähig, an den Wiederaufbau seiner Existenz zu schreiten.

Es ist das eine Schwäche der Arbeitswelt in den gemäßigten Zonen. Und kommt gerade bei uns häufig vor, die wir uns rühmen, über die stärksten ethischen Widerstandsmittel gegen „Blitzschläge aus heiterem Himmel“ zu verfügen.

Dagegen scheinen Menschen aus zwei extrem grundverschiedenen Sphären und aus diametral entgegengesetzten Voraussetzungen, immun zu sein gegen die lähmenden Wirkungen eines solchen Schicksalsschlages. Im angelsächsischen Nordamerika bricht der kleine oder große wirtschaftliche Arbeiter, selbst unter einem Unfall, der seine ganze bisherige Tätigkeit vernichtet, aus Vertrauen zu sich selbst, seinem Leistungsvermögen, aus Fixigkeit nicht zusammen, und im islamitischen Türkentum nicht, aus unerschütterlichem Glauben an sein Fatum, das es bestimmte, er müsse von der Höhe wieder talab, um neuerdings berganzuklimmen. Diese in Temperament, Anschauungen und Lebensweise geradezu antipodisch veranlagten Rassen erfreuen sich beide dieses Vorzugs der Elastizität gegenüber Schwankungen von Glück und Erfolg, eines Vorzugs, der

hoch anzuschlagen ist und bei uns Mitteleuropäern offenbar verkümmerte.

Aus meinen Erinnerungen an nordamerikanisches Arbeitsleben ist mir noch eine fürchterliche Brandkatastrophe gegenwärtig, die unter anderem das ganze, riesige Lager einer Buchhandlung zerstörte. Noch während der Feuersbrunst wurden Bedienstete der Firma in aller Eile an verschiedene Bahnhöfe dirigiert, um aus allen entfernten Zweiggeschäften des Hauses in anderen Städten, größere Warensendungen herbeizuschaffen, so daß die Buchhandlung im Laufe des nächsten Tages — ohne Geschäftsunterbrechung — wieder reich assortiert war. Der gleiche Brand ergriff auch die Redaktions- und Setzerräume eines Lokalblattes. Da es gelang, die Setzkasten auf die Straße zu retten, diktierten Redakteur und Reporter auf offener Straße — im Gewühl von Menschen, Spritzen und Wagen — den Setzern die Berichte über den großen Brand im eigenen Hause, so daß — da die Maschinenräume unversehrt blieben — die Ausgabe des Blattes aus dem noch lichterloh brennenden Gebäude ohne Verspätung erfolgen konnte. Indessen entwickelte sich auf dem Square, wo ein ganzer Häuserblock eingestürzt war, ein ganz ernstes und auch erfolgreiches Geschäft zur Vermietung der Plakate auf den um die Brandstätte herum später herzustellenden Bretterwänden. Bei solcher Fixigkeit, solcher Arbeitselastizität gibt es keine nachhaltigen geschäftlichen Zusammenbrüche.

Und ebenso hatte ich Gelegenheit, den türkischen Silberarbeiter im Stambuler Bazar zu beobachten, der mit größter Seelenruhe — neben seinem gleichfalls durch Brand zerstörten Warenlager, der Arbeit vieler Jahre, dem Um und Auf seines Besitzes sich niederließ und mit einigen Silberdrähten und Fäden die Arbeit neben den rauchenden Trümmern seiner Habe, wieder aufnahm.

An solchen Beispielen kann der europäische Kaufmann und Arbeiter immer noch lernen. Vor allem nicht sofort nach der Regierung, nach öffentlicher Hilfe, nach Unterstützungen zu schreien, wie das bei uns üblich ist.

Der reelle Geschäftsmann oder Arbeiter hat ja doch nur einen Freund, der ihm im Unglück wieder auf den Damm hilft. Das ist er s e l b s t.

Sechs-Tage-Rennen.

Von Fridolin.

Auch sechs Tage gehen vorüber. Selbst wenn es sechs Tage und sechs Nächte rastloser Ausschöpfung der Kräfte, qualvoller Besessenheit, leidenschaftlicher Gier nach Seltenheitstriumphen sind. Sechsmal ging Berlin schlafen, während die dreizehn Dauerfahrer des „Zoo“ ihr Kuriositätsschauspiel zweckloser, sportwidriger, von Gewinn- und Renommiersucht gepeitschter Wettfahrten boten. Inzwischen liessen diese Heroen der Beinmuskeln, Augen, Herz und Lunge der einen fanatischen Idee dienen, eine Ellipse in stumpfer Monotonie zu umkreisen. Oder war dieses Ringelspiel grenzenlos missbrauchter Energien doch nicht ganz sinnlos? Wenn die Jagd auf Kilometer in ein beschwingteres Tempo kam, wenn es dem einen oder dem anderen Fahrkünstler gelang, die Konkurrenz mit einer Runde zu schlagen, hörte er ein erhitztes Konzert von Sympathierufen oder schnaubenden Protesten. Stigmatisierte Zuschauer, die haufenweise herumhockten, in merkwürdiger Gedankenpflicht sich von dem abspannenden Einerlei bannen ließen, suchten sich zeitweilig an dem Gejage mit spornenden He-he-he-Rufen, mit Bravo-Gebrüll, mit allerlei kannibalischen Demonstrationen zu beteiligen. Der Psychologe der Masseninstinkte kann aus diesen Begleitumständen für die Radfahrer immerhin Kapital herausschlagen und nach Motiven fahnden, die in ihrer letzten Konsequenz auf die Erbauung der Menge ausgehen. Es gibt zahllose Wege, ein Liebling des Volkes zu werden. Bald sind es Toreadore, die sich von Stierhörnern die Brust aufreißen lassen, bald sind es die Meister der Rhetorik, welche die Leidenschaft entfachen, manchmal bringen auch Dichter solche Suggestiv-Wirkungen zustande, ohne wie ein umjubeltes Variétégenie Kanonenkugeln auf den entblößten Nacken aus der Höhe herabregnen zu lassen. Die Dauerfahrer des Zoo erkämpften sich den Sieg über das Volk durch ihren in die Knie herabgerutschten Idealismus. Und ihr ausgesprochener Erfolg fordert den Respekt vor dem darauf gerichteten Willen.

Nur darf man nicht zu weit gehen und Hungerkünstler oder Dauerwettfahrer mit den strapazenfreudigen Erforschern des Südpoles verwechseln, die mir trotz der angelnden Kontrolle eines He-he-he-brüllenden Publikums nicht bloß als Vollbringer von Dauerleistungen wertvoll erscheinen. Es soll damit nur angedeutet werden, daß es auch wertvolle Menschheitsziele gibt, um drangvolle Energien zu betätigen. Als ich die Rennbahn des Zoo betrat, mußte ich einen Augenblick an die Hunnen denken, von denen die Geschichte erzählt, daß sie Tag und Nacht auf ihren Pferden saßen. Aber diese Illusion schwand bald. Wohl arbeiteten die strampelnden Füße mit einer Beharrlichkeit, als wären sie zu mechanischen Bestandteilen des Rades erstarrt. Nur durfte man nicht bei der Ablösung zugegen sein und ansehen müssen, wenn die Masseure die zerkrampften Waden der Schützlinge in Arbeit nahmen. Auch die übrigen Mattigkeitserscheinungen der auf dem Ruhelager, hindöselnden Meisterfahrer, die unter einem nassen Tuche um einen Tropfen Schlaf bettelten, wirkte ziemlich deprimierend. Dafür waren die Hunnen in der Kultur noch nicht so weit, mitten in der Hatz Berichte über ihre Leistungen lesen zu können. Ich war dabei, als sich ein zu Tode erschöpfter Radkünstler die Zeitung reichen ließ. Und mit fabelhaftem Interesse las er, was er ohnehin schon wußte: In der achtundvierzigsten Stunde führten der Amerikaner Mac Farland oder der Franzose Berthier die Runde. Und an den folgenden Tagen konnte er sich an der Verewigung von Ohrfeigenduellen erquicken.

Das Sechstage-Rennen ist vorüber, die Kultur schreitet vorwärts und die Anhänger des Sports haben ihren Sinn für eine gesunde und vernünftige Stählung der Kräfte nicht eingebüßt. Ich bin überzeugt, daß die Teilnehmer der Extravaganzen einer mörderischen Dauerfahrt das Leben auch ohne Assistenz von Masseuren und ohne die künstliche Zuführung von Sauerstoff erträglich finden.

Alle Manuskript- und Büchersendungen
an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.
Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. – Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. – Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76.
Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung **Bruno Volger, Leipzig-Gohlis, Jägerstr. 8,** bei, auf welchen wir ganz besonders hinweisen.

ALFRED MESSEL / WARENHAUS WERTHEIM. ANSICHT VON DER VOSSTRASSE